

MATTHIAS KLUGER



Chris Owen
Die Wiedergeburt

Erstausgabe

Matthias Kluger

Chris Owen - Die Wiedergeburt

Аннотация

Was einst als Fluch begann, soll nun in einer erkrankten Welt seine wahre Bestimmung finden: Stephan Haskins alias Chris Owen bahnt sich seinen Weg zurück ins Leben. Der Wiedergeborene ist seinen Altersgenossen weit voraus, scheint nicht von dieser Welt. Tatsächlich hat er einen göttlichen Auftrag – wie auch die apokalyptischen Reiter. Als ein Siegel der Offenbarung nach dem anderen bricht, nimmt das Unheil seinen Lauf. soll nun in einer erkrankten Welt seine wahre Bestimmung finden: Stephan Haskins alias Chris Owen bahnt sich seinen Weg zurück ins Leben. Der Wiedergeborene ist seinen Altersgenossen weit voraus, scheint nicht von dieser Welt. Tatsächlich hat er einen göttlichen Auftrag – wie auch die apokalyptischen Reiter. Als ein Siegel der Offenbarung nach dem anderen bricht, nimmt das Unheil seinen Lauf. seine wahre Bestimmung finden: Stephan Haskins alias Chris Owen bahnt sich seinen Weg zurück ins Leben. Der Wiedergeborene ist seinen Altersgenossen weit voraus, scheint nicht von dieser Welt.

Содержание

Vorwort	6
Inhalt	7
Prolog	13
Kapitel 1: Ich bin wieder da	14
Kapitel 2: Patmos	17
Kapitel 3: Apokalypse – Die Offenbarung des Johannes	22
Kapitel 4: Vorbereitung auf das Familienfest	26
Kapitel 5: Der Schwarze Reiter	30
Kapitel 6: Besuch am Grab	36
Kapitel 7: Der Missionar	41
Kapitel 8: Das zweite Siegel	45
Kapitel 9: Ostfront 1915	49
Kapitel 10: Die Erscheinung	54
Kapitel 11: IMMERZEIT	62
Kapitel 12: Krieg und Terror	64
Kapitel 13: Das dritte Siegel	68
Kapitel 14: 9 Monate?	70
Kapitel 15: Tafari's Reise	74
Kapitel 16: Er soll Chris heißen	85
Kapitel 17: Zwischenlandung Brüssel	90
Kapitel 18: Zu Hause	93
Kapitel 19: Das Virus	95

Kapitel 20: Ziel New York	101
Kapitel 21: Die Nacht im Hotel	104
Kapitel 22: Der Morgen danach	105
Kapitel 23: Die Mail trifft ein	108
Kapitel 24: Der kranke Hotelgast	111
Kapitel 25: Erste Maßnahmen	114
Kapitel 26: Krieg der nächsten Generation	119
Kapitel 27: Chris sieht Nachrichten	121
Kapitel 28: IMMERZEIT	124
Kapitel 29: Die Pandemie	128
Kapitel 30: Sechs Jahre Elend	132
Kapitel 31: Er liest	135
Kapitel 32: Der erste Schultag	140
Kapitel 33: Der Besuch	153
Kapitel 34: Heimlichkeiten	157
Kapitel 35: Die Pause	159
Kapitel 36: Privatstunden	164
Kapitel 37: Ego	168
Kapitel 38: Chris' Geheimnis	170
Kapitel 39: Olivia und Fredrik	175
Kapitel 40: Plauderstunde	179
Kapitel 41: Der Albtraum	184
Kapitel 42: Seit jener Nacht	189
Конец ознакомительного фрагмента.	191

Matthias Kluger

CHRIS OWEN

DIE WIEDERGEBURT

Fortsetzungsroman von Schwarzer Kokon

Engelsdorfer Verlag

Leipzig

2017

Bibliografische Information durch die Deutsche

Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Copyright (2017) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor

Titelbild © Matthias Kluger (Gemälde, 2017)

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

Vorwort

Im zarten Alter von 26 Jahren träumte ich in der Nacht von Samstag, den 10. August 1991, auf Sonntag, den 11. August 1991, von Jesus – oder wie man dieses vor meinem Auge real erschienene Gesicht charakterisieren möchte. Dieses Antlitz gab mir zwei Botschaften mit, welche ich, prompt war ich aufgewacht, in meine Kommunionbibel notierte. Anschließend schlief ich umgehend wieder ein.

»Blick in die Zukunft und nicht auf die Spuren der Vergangenheit. Denn diese lassen sich nicht verändern.«

»Geh in den Saal und erleuchte ihn mit Glauben.«

Dass dieses Buch Realität werden konnte, danke ich – neben besagtem Traum – folgenden lieben Menschen: Pfarrer Peter Bielmeier, Sabine und Treufried, Matteo, Ingrid und Karl, Aimie, Lea und Hartmut wie auch meiner geschätzten Lektorin Daniela Lorenz.

Matthias Kluger

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Prolog

Kapitel 1: Ich bin wieder da

Kapitel 2: Patmos

Kapitel 3: Apokalypse – Die Offenbarung des Johannes

Kapitel 4: Vorbereitung auf das Familienfest

Kapitel 5: Der Schwarze Reiter

Kapitel 6: Besuch am Grab

Kapitel 7: Der Missionar

Kapitel 8: Das zweite Siegel

Kapitel 9: Ostfront 1915

Kapitel 10: Die Erscheinung

Kapitel 11: IMMERZEIT

Kapitel 12: Krieg und Terror

Kapitel 13: Das dritte Siegel

Kapitel 14: 9 Monate?

Kapitel 15: Tafaris Reise

Kapitel 16: Er soll Chris heißen

Kapitel 17: Zwischenlandung Brüssel

Kapitel 18: Zu Hause

Kapitel 19: Das Virus

Kapitel 20: Ziel New York

Kapitel 21: Die Nacht im Hotel

Kapitel 22: Der Morgen danach

Kapitel 23: Die Mail trifft ein

Kapitel 24: Der kranke Hotelgast

Kapitel 25: Erste Maßnahmen

Kapitel 26: Krieg der nächsten Generation

Kapitel 27: Chris sieht Nachrichten

Kapitel 28: IMMERZEIT

Kapitel 29: Die Pandemie

Kapitel 30: Sechs Jahre Elend

Kapitel 31: Er liest

Kapitel 32: Der erste Schultag

Kapitel 33: Der Besuch

Kapitel 34: Heimlichkeiten

Kapitel 35: Die Pause

Kapitel 36: Privatstunden

Kapitel 37: Ego

Kapitel 38: Chris' Geheimnis

Kapitel 39: Olivia und Fredrik

Kapitel 40: Plauderstunde

Kapitel 41: Der Albtraum

Kapitel 42: Seit jener Nacht

Kapitel 43: Die Entwicklung

Kapitel 44: Die Kardinäle

Kapitel 45: Das Brandmal

Kapitel 46: Kardinal Laval

Kapitel 47: Atomare Bedrohung

Kapitel 48: Schachmatt

Kapitel 49: Selig die, die an mich glauben

Kapitel 50: Reficul

Kapitel 51: Bella Italia

Kapitel 52: Recherchen

Kapitel 53: Eleonora Dempsey

Kapitel 54: Fündig

Kapitel 55: Der Spiegel Immerzeit

Kapitel 56: Zwei der Reiter fehlen

Kapitel 57: Auf Sendung

Kapitel 58: Alberts Fund

Kapitel 59: Thron ist der Operator

Kapitel 60: Albert in der Engelsburg

Kapitel 61: Bloomtal Television

Kapitel 62: Die Tiefen der Katakomben

Kapitel 63: Ist sie es tatsächlich?

Kapitel 64: Dagobert Huston

Kapitel 65: Das Kreuz aus Turmalin

Kapitel 66: Ist der Mensch zur Umkehr bereit?

Kapitel 67: Was macht Oskar nur?

Kapitel 68: Wurde ich verfolgt?

Kapitel 69: Besteht Hoffnung?

Kapitel 70: Verträge

Kapitel 71: Unerwarteter Besuch

Kapitel 72: Elias zweifelt

Kapitel 73: Glory Hunt wird zum Mythos

Kapitel 74: Der Schattenmann

Kapitel 75: Die Beine bewegen sich

Kapitel 76: Die Konsequenzen stehen in den Sternen

Kapitel 77: »Wir werden sehen«

Kapitel 78: Kein Traum

Kapitel 79: Wir müssen uns stellen

Kapitel 80: Im Umzugswagen?

Kapitel 81: Heute Nacht wird gefeiert

Kapitel 82: Die Talk-Runde

Kapitel 83: Sammlung von Informationen

Kapitel 84: Zurück in die Staaten

Kapitel 85: Böses Erwachen

Kapitel 86: Ein heftiger Schlag

Kapitel 87: Zufall oder Schicksal?

Kapitel 88: Wer zieht die Fäden?

Kapitel 89: Nur er kann die Fäden in Händen halten

Kapitel 90: Jetzt weiß ich, wie

Kapitel 91: IMMERZEIT

Kapitel 92: Ich bin der wahre Messias

Kapitel 93: Das Gebet

Kapitel 94: Gleich einem Drogenkartell

Kapitel 95: Suche das Kreuz!

Kapitel 96: Es jagt mir eine Heidenangst ein

Kapitel 97: Der Messias erscheint

Kapitel 98: In den Gemächern des Papstes

Kapitel 99: Auf nach Rom

Kapitel 100: Der letzte Atemzug

Kapitel 101: Die Zahnräder drehen schneller

Kapitel 102: Wir warten auf jemand ganz Bestimmten

Kapitel 103: Du wirst der neue Papst

Kapitel 104: Das Anagramm

Kapitel 105: Eleonora Dempsey und Dagobert Huston

Kapitel 106: Das Band gegenseitigen Sehens

Kapitel 107: In drei Tagen

Kapitel 108: Die Pforte öffnet sich

Kapitel 109: Die Basilika füllt sich

Kapitel 110: Tiefe Ruhe

Kapitel 111: Die Schleusen aus Immerzeit öffnen sich

Kapitel 112: Treibgut

Kapitel 113: Wo ist Chris?

Kapitel 114: Tief empfundene Liebe

Kapitel 115: Auf der Suche

Kapitel 116: Rächt sich »Mutter Natur«?

Kapitel 117: Weiteres Unheil droht

Kapitel 118: Chaos

Kapitel 119: Piazza San Pietro

Kapitel 120: Die Apokalypse

Kapitel 121: Eines Tages würde er es verstehen

Kapitel 122: Das Räderwerk war in Gang gesetzt

Kapitel 123: Francis Mentos begreift

Kapitel 124: Blutend lockendes Wasser

Kapitel 125: Das vierte Siegel ist nicht gebrochen

Kapitel 126: Die Beichte

Kapitel 127: Die Auferstehung

Kapitel 128: Die Botschaft

Epilog

Prolog

Woran erinnerst du dich, wenn du an deine Kindheit zurückdenkst? Sind es schöne Erinnerungen oder weniger schöne? Welche ist tatsächlich *die* erste? Es ist eher unwahrscheinlich, dass du dich an Ereignisse erinnerst, die vor deinem dritten Lebensjahr stattgefunden haben. Bis zum sechsten Lebensjahr nehmen die Erinnerungen dann eine meist unpräzise Gestalt an.

Ich selbst habe noch gut meinen Kinderwagen im Gedächtnis. Jenen, in dem mich meine Eltern zu Spaziergängen mitgenommen haben. Ist es wirklich realistisch, dass sich vor meinem inneren Auge der Umriss des Kinderwagens in grünblau kariertem Stoff abzeichnet? Eher nicht! Wahrscheinlicher ist doch, dass ich den Wagen auf irgendeinem Foto oder Dia gesehen habe. Daher nuancieren die Farben in meinen Gedanken auch ähnlich den ausgebleichten Fotografien der 70er Jahre mit ihrem ockerrötlichen Farbstich.

Kapitel 1: Ich bin wieder da

Washington, D.C., November 2015 bis 7. Juli 2016

Stille. Unendliche Stille – und doch eine geradezu präzise, das ganze Universum umfassende Aktivität.

Er erfasst die Teilung. Jede einzelne, die exakt wie ein Uhrwerk rasend voranschreitet. Die Architektur der Zellen steht und ist bis ins kleinste Detail vorherbestimmt. Er genießt seine beginnende Vollkommenheit, die Stunde für Stunde, Tag für Tag Gestalt annimmt. Unnötig, Befehle zu erteilen. Alles ist bis auf die kleinste Komponente geplant. Seine Bestimmung.

Noch sieht er aus wie eine Kaulquappe, durch eine hauchdünne Schnur mit der ständig größer werdenden Plazenta verbunden. Er ist versorgt. Er erkennt seine Augen, die sich als winzige Höcker am Kopf ausgebildet haben, genießt, in völliger Ruhe, sein Gehirn wachsen zu sehen. Wie ein dünnes Röhrchen windet es sich bis zum Steiß, um später das Rückenmark entstehen zu lassen. Alles um ihn herum wabert. Sämtliche Zellen folgen strikt ihrem Bauplan – ihren Anweisungen – bilden Organe, Muskeln, Haut, Haare, Hoden, Schweißdrüsen. Seit über dreißig Tagen beobachtet er sich nun – bis sein Herz zu schlagen beginnt. Das berauschte Gefühl der Existenz überkommt ihn, als er sich am Takt des Herzschlags seiner Mutter orientiert. Nur doppelt so schnell.

Seine Mutter: Afroamerikanerin, seit ihrer Geburt in

Washington lebend, strahlend weiße Zähne. Sie liebt ihn bereits über Wochen, Monate hinweg abgöttisch und wird ihm all ihre Fürsorge zuteilwerden lassen. Noch weiß sie nicht, dass *er* sie auserwählt hat. Sie ahnt nicht, dass sie eine besondere Rolle innehat.

Er dreht sich, betrachtet seine Finger, seine Zehen – trotz geschlossener Augen.

Dann kommt der Tag, sein Tag, der 7. Juli 2016. Er spürt die Kontraktion der Gebärmutter, seine verschränkten Arme auf der Brust, die Beine angezogen. Es ist eng, sehr eng. Das Hormon Kortison durchflutet ihn. Er wird es benötigen, um den ersten Atemzug zu tun. Der Schleimpfropf, welcher den Muttermund verschlossen hat, geht ab und er wird in immer kürzeren Abständen nach unten gedrückt. Er nimmt die hechelnde Atmung seiner Mutter wahr, wie sich ihre Lungenflügel prall mit Sauerstoff füllen, um eine Sekunde später gepresst Kohlenstoffdioxid auszupusten. Ihr Herz rast, pumpt nun im gleichen Takt wie das seine. Sie keucht, schreit auf, als sie abermals eine heftige Wehe überkommt. Er registriert ihre spitzen Schreie, so als ob seine Ohren unterhalb des Wasserspiegels einer Badewanne versunken wären. Panik erfasst ihn, als sein Kopf gequetscht wird und zwei Hände ihn umfassen.

Dann geht es schnell. Ein letzter Druck gegen sein Steißbein und – durch eine glitschig-feuchte Hautspalte wird er ins Freie gepresst. Gleißendes Licht blendet ihn, während er in blutig-schleimiger Feuchtigkeit zwischen ihren Beinen liegt. Er schreit,

spürt die Kraft des Sauerstoffs in den Lungen und denkt:

Achtet auf die Sperlinge!

Ich bin wieder da!

Kapitel 2: Patmos

99 nach Christi Geburt

Das trübe Licht der Kammer machte ihm zu schaffen. Seine trockenen Augen brannten. Mühsam erhob er sich von einem Holzchemel und ging gebeugt an das offene Fenster der Festung. Von hier oben hatte er eine wunderbare Aussicht auf das weite Meer. In den Wellen der einsetzenden Flut spiegelte sich das Abendrot. Kein Baum störte beim Betrachten der hügeligen, mit Phrygana, dem für die Insel typisch immergrünen Busch- und Strauchwerk, überzogenen Landschaft.

»Ist er müde?«

Johannes erkannte an der Stimme, wer soeben leise ins Zimmer getreten war. Der Diener des Cado, jenes Griechen, in dessen Kastell der Insel Patmos er seit seiner Verbannung Unterschlupf gefunden hatte.

»Ja, mir schmerzen die Augen, doch muss ich meinen Auftrag zu Ende bringen, so wie mir Jesus geheißen.«

»Dann lege er sich nieder und diktiere er mir, dass ich für ihn die Worte zu Pergament bringe.«

Johannes lächelte, während er den greisen Körper zur Liege bewegte, einer schlichten Schlafstätte aus Holz und Bast. Die Härte des Bettes schmerzte, sodass sein krummer Rücken morgens Zeit begehrte, wieder einsatzfähig zu werden. Noch immer waren die über neunzig Jahre alten Knochen gezwungen,

den scharfsinnigen Geist des Johannes zu tragen. Manchmal wunderte er sich selbst über das greise Alter, doch er wusste, dass er zuerst eine Aufgabe zu erfüllen hatte, bevor er ins Reich Gottes aufgenommen werden konnte.

»So schreibe er, was ich aus dem Munde Jesu zu berichten habe.«

Der Diener entzündete die rote Kerze auf dem Tisch, nahm den Pinsel aus Binsen sowie eine Seite Papyrus – dann wartete er auf die ersten Worte des Alten. Er war stolz darauf, als armselig Bediensteter an diesem bedeutenden Ereignis – davon war er überzeugt – beteiligt zu sein. Jede Zeile, die er bereits seit Wochen zu Papier gebracht hatte, steigerte die Demut wie auch seinen Glauben, welcher sich tief in seinem Herzen verankert hatte.

Mit weißem langem Haar und ebenso wucherndem Bart lag Johannes ruhig atmend auf dem Rücken. Die knorrigen Hände waren wie zum Gebet gefaltet, als er mit sonorem Tonfall begann: »Und der siebente Engel goss aus seine Schale in die Luft; und es kam eine große Stimme aus dem Tempel vom Thron, die sprach: Es ist geschehen!«

Johannes seufzte, wartete auf des Dieners Gemurmels, jenes Zeichen, dass dieser fertig geschrieben hatte.

»Und es geschahen Blitze und Stimmen und Donner, und es geschah ein großes Erdbeben, wie es noch nicht gewesen ist, seit Menschen auf Erden sind – ein solches Erdbeben, so groß. Und aus der großen Stadt wurden drei Teile, und die Städte der

Heiden stürzten ein. Und Babylon, der großen, wurde gedacht vor Gott, dass ihr gegeben werde der Kelch mit dem Wein seines grimmigen Zorns. Und alle Inseln verschwanden, und die Berge wurden nicht mehr gefunden. Und ein großer Hagel wie Zentnergewichte fiel vom Himmel auf die Menschen; und die Menschen lästerten Gott wegen der Plage des Hagels; denn diese Plage ist sehr groß.«

Johannes öffnete die Augen. Es war finster im Raum. Nur der Kerzenschein flackerte neben dem eilig schreibenden Diener.

»Seid Ihr fertig, Johannes?«

»Für heute ja. Ich bin müde.«

»Erlaubt mir eine Frage: Warum droht unser Herr mit seinen Worten, wo er uns doch erschaffen hat und liebt?«

»Habt Ihr Kinder?«, fragte Johannes.

»Nein.«

»Wenn Ihr welche hättet, so verstündet Ihr das Wort Gottes. Denkt an Eure Eltern. Haben sie nicht alles gegeben, um euch zu einem anständigen Menschen zu erziehen?«

»Aber ja doch.«

»Und wurdet Ihr getadelt?«

»Gewiss.«

»Dann lest die Worte Jesu und denkt darüber nach.«

Der Blick des Dieners fiel auf bereits sechs versiegelte Rollen, die neben ihm auf dem Tisch lagen. »Warum sendet Jesus diese Worte?«

»Warum, fragt Ihr? Es werden viele, sehr viele Jahre

– gar Jahrtausende ins Land gehen. Gute und schlechte Jahre. Der Herr gibt den Christen Geleit, sich auf gewaltige Auseinandersetzungen einzustimmen.«

»Auseinandersetzungen?«

»Gewiss. Es werden diese kommen, auf Leben und Tod, weil es eine Fehde zwischen Gott und Götzen ist. Versteht Ihr den Grundkonflikt? Jenen Konflikt zwischen Gut und Böse?«

»Warum sollte dieser kommen?«

»Er ist bereits da, mein Sohn. Ich blicke in den Thronsaal Gottes. Selbige kosmische Macht, die im himmlischen Glanze erstrahlt – der Herrlichkeit Gottes.«

Der Diener verstand nicht, worauf Johannes hinauswollte. »Wenn Ihr behauptet, die Auseinandersetzung wäre gegenwärtig, so verrate er mir, warum ich sie nicht sehen kann?«

»Ihr seht sie, dennoch nehmt Ihr sie nicht wahr. Warum bin ich hier in Patmos und nicht in meiner Heimat? Warum nährt die Politik, der Mensch, jenen Boden, der für Christen am gefährlichsten ist? Seht Euch um und Ihr werdet erkennen.«

»Was will Jesus mit seinen Worten bezwecken?«

»Er weist den Weg. Wenn die Zeit gekommen ist, wird das Volk die Zeichen verstehen. Dann nämlich, wenn die Siegel gebrochen werden.«

»Was geschieht dann?«, fragte der Diener, während ein Schauer über seinen Rücken lief.

»Der Mensch wird wissen, dass Gottes Gericht nahe ist. Das Jüngste Gericht ist Gottes Plan.«

»Wie und wen wird er richten?«

Johannes lächelte über den Wissensdurst des Pagen. »Ich bin müde. Lasst uns morgen weiterreden.«

Schweigend, mit hundert unbeantworteten Fragen, verabschiedete sich der Diener des Cado. Als er gegangen war, stand Johannes auf. Bedächtig las er die Worte auf dem Pergament – dann küsste er es, bevor er es rollte. Das rote Wachs der Kerze tropfte auf das Schriftstück. Johannes verschloss den siebten Brief, indem er das heilige Siegel in das noch weiche Kerzenwachs drückte.

Kapitel 3: Apokalypse – Die Offenbarung des Johannes

»Und Jesus ging aus dem Tempel fort und seine Jünger traten zu ihm und zeigten ihm die Gebäude des Tempels. Er aber sprach zu ihnen: Seht ihr nicht das alles? Wahrlich, ich sage euch: Es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde. Der Anfang der Wehen. Und als er auf dem Ölberg saß, traten seine Jünger zu ihm und sprachen, als sie allein waren: Sage uns, wann wird das geschehen? Und was wird das Zeichen sein für dein Kommen und für das Ende der Welt? Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Seht zu, dass euch nicht jemand verführe. Denn es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin der Christus, und sie werden viele verführen. Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgeschrei; seht zu und erschreckt nicht. Denn das muss so geschehen; aber es ist noch nicht das Ende da. Denn es wird sich ein Volk gegen das andere erheben und ein Königreich gegen das andere; und es werden Hungersnöte sein und Erdbeben hier und dort. Das alles aber ist der Anfang der Wehen.« (Evangelium nach Matthäus)

Jesus hat seinen Jünger Johannes beauftragt, die Apokalypse niederzuschreiben, um der Menschheit zu verkünden, dass, wenn die Zeit gekommen ist, die Wehen eingeleitet werden. Der Apostel Johannes schrieb sie nieder, um uns Menschen zu zeigen,

was kommen wird. Zu zeigen den Weg in die Ewigkeit. Die Apokalypse wird kommen durch vier apokalyptische Reiter.

Der Weiße Reiter

»Und ich sah, dass das Lamm der Siegel eines auftrat; und hörte der vier Tiere eines sagen wie mit einer Donnerstimme. Komm!« (Offenbarung 6)

Der Weiße Reiter als Sinnbild der Reinheit und des Friedens. Doch der Schein trügt, da er wie ein Eroberer dem Gefolge *seine* Vorstellung des Friedens aufdrängen wird.

»Seht zu, dass euch nicht jemand verführe. Denn es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin der Christus, und sie werden viele verführen.« (Matthäus 24)

Die Gemeinschaft der »Verführten« wird einen Pseudo-Frieden symbolisieren, wie ihn Paulus für die Endzeit voraussagte: »Von den Zeiten und Stunden aber, liebe Brüder, ist es nicht nötig, euch zu schreiben; denn ihr selbst wisst genau, dass der Tag des Herrn kommen wird wie ein Dieb in der Nacht. Wenn sie sagen werden: Es ist Friede, es hat keine Gefahr – dann wird sie das Verderben schnell überfallen wie die Wehen eine schwangere Frau, und sie werden nicht entfliehen.« (1. Thessalonicher 5,1–3)

Jener Messias, der sich als Stellvertreter Gottes ausgibt, versteht es, die Menschen zur Anbetung seines Systems zu animieren, welches den Anschein erweckt, er würde der Welt Gutes tun. Dies wird das allerletzte Aufleben eines Systems sein, welches Johannes in seiner Offenbarung prophezeit: »Das

große Babylon, die Mutter der Hurerei und aller Gräueltaten auf Erden.« (Offenbarung 17,5)

Der Rote Reiter

»Und als das Lamm das zweite Siegel auftrat, hörte ich die zweite Gestalt sagen: Komm! Und es kam heraus ein zweites Pferd, das war feuerrot. Und dem, der darauf saß, wurde Macht gegeben, den Frieden von der Erde zu nehmen, dass sie sich untereinander umbrächten, und ihm wurde ein großes Schwert gegeben.« (Offenbarung 6,3–4)

Der Rote Reiter wird die tödlichen Kräfte des Bösen einleiten und der Erde den Frieden nehmen. Kriege nie gekannten Ausmaßes sind die Folge.

Der Schwarze Reiter

»Und als es das dritte Siegel auftrat, hörte ich die dritte Gestalt sagen: Komm! Und ich sah ein schwarzes Pferd. Und der darauf saß, hatte eine Waage in seiner Hand. Und ich hörte eine Stimme mitten unter den vier Gestalten sagen: Ein Maß Weizen für einen Silbergroschen und drei Maß Gerste für einen Silbergroschen; aber dem Öl und Wein tu keinen Schaden!« (Offenbarung 6,5–6)

Hungersnöte, Leid und Elend sind die Folge. Dürren genauso wie Überschwemmungen. Doch auch die ungerechte Verteilung kündigt die Wehen an.

Der Fahle Reiter

»Und als das Lamm das vierte Siegel auftrat, hörte ich die Stimme der vierten Gestalt sagen: Komm! Und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd. Und der darauf saß, dessen Name war:

Der Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen wurde Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten mit Schwert und Hunger und Pest und durch die wilden Tiere auf Erden.« (Offenbarung 6,7–8)

Seuchen unvorstellbaren Ausmaßes suchen die Menschheit heim. Fahl, die gelbgrüne Farbe der Krankheit und des Todes.

Jeder Reiter, jedes Brechen der vier Siegel wird eine zerstörerische Macht einleiten, die menschliches Leben verwüstet. Nur das Eingreifen des Messias, gesandt von Thron, wird diese beenden können.

»Wenn diese Zeit der Not nicht abgekürzt würde, würde die gesamte Menschheit umkommen. Doch wegen der Auserwählten Gottes wird sie abgekürzt werden.« (Matthäus 24,22)

Kapitel 4: Vorbereitung auf das Familienfest

Washington, D.C., Dezember 2015

Marc Haskins besuchte mit seiner Frau Janette und Tochter Lea seine Schwägerin Sandra. Diese bewohnte mit ihrer einjährigen Tochter Meira, ihrem Bruder Elias und ihrer Mutter Rachel eine imposante Villa in Washington, D.C. Gemeinsam hatten sie beschlossen, das Weihnachtsfest im Kreise der Familie zu verbringen. Das erste Weihnachten nach Stephens Tod.

Eine große, bunt geschmückte Tanne stand bereits inmitten des Wohnzimmers. Ebenso waren die Auffahrt wie auch sämtliche Fenster der Villa mit farbigen Lichterketten verziert. Im Dunkeln erinnerte das Anwesen an Disneyland.

»Wann wollen Mom und Dad kommen?«, fragte Marc.

»Morgen, gegen Mittag«, antwortete Sandra, die soeben eine Flasche selbst angerührten Eierlikörs öffnete.

»Wie geht es dir?«, fragte Marcs Frau Janette zaghaft.

»Ich vermisse Stephen, aber Meira und er hier«, Sandra deutete auf ihren Bauch, dem man allerdings kaum etwas ansah, »bringen mich immer wieder auf andere Gedanken.«

»In welchem Monat bist du jetzt?«, wollte Janette wissen.

»Ende des zweiten«, antwortete Sandra voller Stolz mit einem strahlenden Lächeln. Dabei blitzten die schneeweißen Zähne der

Afroamerikanerin.

»Na, dann werden wir im Sommer mächtig was zu feiern haben«, freute sich Marc, während Janette verwundert die Stirn runzelte.

Lea kam laut lachend hereingestürmt und hätte beinahe ihren Onkel Elias in dessen Rollstuhl umgerannt. Hinter Lea schnaufte Oma Rachel, der bei dem Tempo, in dem sie das kleine Mädchen verfolgte, die Luft ausging.

»Erste«, rief Lea überglücklich und ließ sich auf die Couch fallen.

»Was machst du, wenn das Kind da ist?«, fragte Janette ihre Schwägerin.

»Es lieben, Janette, wie Meira, abgöttisch lieben. Mache ich jetzt schon. Stephen wäre so stolz darauf gewesen. Und dann sind ja noch Rachel und Elias da, die mir helfen können. Und ihr, hoffe ich.« Sandra grinste.

»Da kannst du Gift drauf nehmen. Sobald der Nachwuchs laufen kann, nehmen wir ihn mit ins Fitnessstudio, oder, Elias?« Marc lachte seinen dunkelhäutigen Schwager und Geschäftspartner des eigenen Sportstudios an.

»Klar«, prustete dieser, »wird sicher die oder der jüngste Bodybuilder unseres Landes. Sandra, stell dir nur vor, mit drei Jahren ebenso durchtrainiert und muskulös wie Schwarzenegger.« Elias hob den Arm und deutete auf seinen Bizeps.

»Untersteht euch, ihr Irren. Nichts dergleichen. Ihr könnt

babysitten, Talkshows schauen und dabei Chips essen.«

»Das ist doch eher was für euch Frauen«, lachte Marc.

Als es dämmerte, wurde Lea zu Bett gebracht, Meira schlief bereits in ihrem Zimmer. Der Rest der Familie verbrachte den Abend im Wohnzimmer; man saß auf dem Sofa, knabberte Plätzchen, trank Weißwein und unterhielt sich.

»Ich habe das Gefühl, Lea hat sich gut von den Geschehnissen erholt«, mutmaßte Rachel an Janette gewandt. »Sie macht einen so fröhlichen und ungezwungenen Eindruck.«

»Ja, zum Glück. Ihr Psychologe, Professor Collins, meint auch, sie habe den Anschlag in der Kirche extrem gut verkraftet. Dem natürlichen Verdrängungsmechanismus ihres Alters geschuldet, folgert er. Das Problem ist nur, dass man schwer einschätzen kann, ob in späteren Jahren ein Rückfall kommt.« Janettes Worte klangen besorgt.

»Sei froh, Schatz, dass es so ist, wie es ist. Hätte viel schlimmer kommen können«, beruhigte Marc sie beiläufig, während er aufstand. Unterdessen platzierte Elias seinen Rollstuhl etwas abseits und sah fern. »Und, ziehst du dir Weihnachtsfilme rein?« Marc ließ sich in den Sessel neben Elias' Rollstuhl plumpsen.

»Nein, eben liefen noch die Nachrichten. Es ist wirklich deprimierend. Wir feiern Weihnachten, während überall um uns herum Terror und Kriege toben.«

Marc zuckte merklich, da ihn Elias' Worte an das Attentat in der Kirche von Charleston erinnerten, jenes grauenvolle

Ereignis, bei dem sein Bruder Stephen ums Leben gekommen war. Sofort verwarf er den Gedanken wieder. Selbstschutz!

»Hey, jetzt lass dich nicht so runterziehen! Alter, es ist Weihnachten.«

»Mach ich schon nicht, aber es kotzt mich echt an, das alles zu sehen. Kinder, Frauen, Schwangere, Männer jeden Alters auf der Flucht. Millionen, die ihr Land verlassen, und unsere Truppen sind mittendrin.«

»Doch lieber ein Weihnachtsfilm?«, schlug Marc vor, als seine Hand auf die Schulter des Schwagers sank.

»Hast ja recht, auf Kanal 19 kommt *Das Wunder von Manhattan*.«

Genau, die Dialoge kann ich schon mitsprechen, sann Marc.

Kapitel 5: Der Schwarze Reiter

Changchun, Nordosten Chinas, 1875

Tian rannte neben seiner kleinen Schwester Lien zwischen den Buden des Marktplatzes, während sie einen Heidenspaß hatten, mit ihren Köpfen gegen die an Schnüren befestigten bunten Seidenschals zu springen. Aufgeregte Beschimpfungen der Budenbesitzer brachten sie noch lauter zum Lachen. Der große Markt war überdacht durch endlos gespannte Decken und Tücher, die angenehmen Schatten spendeten.

»Komm rüber, Lien. Dort hinten ist der Stand.«

Sie bogen in eine kleine Gasse und von Weitem roch man – neben den süßlichen Aromen der Gewürze, der Teesorten, des Obstes und Gemüses – den ekligen Gestank von ungekühlt liegendem Fisch und Fleisch.

»Ihhh, Tian, das stinkt! Müssen wir da wirklich hin?«

»Mutter hat uns Geld dafür gegeben und wenn wir ohne das Huhn heimkommen, reißt sie mir den Kopf ab.« Tian legte beide Hände seitlich an seinen Kopf und zog daran. Dabei verdrehte er die Augen und streckte die Zunge heraus.

Lien prustete vor Lachen. »Aber du trägst das Huhn. Ich fass es nicht an!«

Direkt vor dem Verkaufsstand angekommen, lief zwischen ihren nackten Füßen ein Rinnsal aus Wasser, vermischt mit dem Blut ausgenommener Tiere.

»Sieh mal, Tian, die Fliegen.«

Etwas nach hinten gerückt, befand sich eine offene Tonne, gefüllt mit Innereien und abgetrennten Fischköpfen, um die Tausende von Insekten wild herumschwirrten. Ein kleiner weißhaariger Chinese schnitt gerade mit flinker Messerführung einem Fisch den Bauch auf und zerrte Herz, Lunge und Darm heraus. Dabei betrachtete er lächelnd die beiden Kinder, die, halb staunend, halb sich ekelnd, vor ihm standen. »Na, Tian, was soll's denn sein? Wieder Fischköpfe für die Suppe?« Die langen, wie Flusen herabhängenden weißen Barthaare zu beiden Seiten seiner Lippen tanzten, während er sprach.

»Ja, und ein Huhn. Schön fett, hat Mutter gesagt.«

Lien stieß ihren Bruder in die Seite, denn von den Fischköpfen hatte er nichts verraten. Sie hasste Fischsuppe. Zwar schmeckte diese, doch es würgte sie bei der Vorstellung, dass Köpfe mit Augen und Kiemen in der Flüssigkeit schwammen, die sie essen sollte.

»Gibt's denn was zu feiern?«, wollte der Alte wissen.

»Unser Onkel aus Shenyang kommt zu Besuch.«

»Ahhh, der Onkel. Da muss sicher ein großes Huhn her. Sieh dir dieses an. Fett und gerupft.« Er nahm von einer seitlich angebrachten Stange eine Henne vom Haken, indem er das Hakenende aus dem gestreckten Hals des Tieres zog. Flink wickelte er den Vogel in braunes Papier und legte ihn zur Seite. »Wie viele Fischköpfe will deine Mutter?«

»Sechs, hat sie gesagt.«

Ohne zu zögern, tauchte der Weißhaarige mit seinen knorrigen Fingern durch den Schwarm Fliegen hindurch in die Tonne und legte einen abgetrennten Kopf nach dem anderen auf ein weiteres braunes Papier. »Dann sagt eurer Mutter einen Gruß von mir.« Er reichte ihnen die beiden Pakete und Lien war bedacht, das Huhn zu greifen. Eh schon eklig genug!

Tian wühlte die Käsche aus seiner Hosentasche und bezahlte den Händler. Der Alte lächelte, griff nach der Hand von Tian und legte einen der Kupfer-Käse zurück. Blinzelnd flüsterte er: »Nicht verraten.«

Freudestrahlend zeigte Tian seiner Schwester den Käse, als sie um die Ecke bogen. Jetzt konnten sie auf dem Markt noch jene Plätzchen kaufen, die zuckersüß nach Honig schmeckten.

Yazhen, der Fisch- und Fleischhändler, hatte bereits als kleiner Junge an diesem Stand geholfen und führte, nachdem sein Vater verstorben war, die Tradition des Händlers fort. Es war ein geruhames Leben, das nun schon über siebenzig Jahre währte. Zur Morgendämmerung begann er, die gelieferten Fische auszunehmen und die gerupften Hühner sowie anderes Getier appetitlich zu präsentieren. Appetitlich hieß in diesem Zusammenhang, es auf einen Haken zu hängen oder frisch auf dem Standtisch zu platzieren. Andere Tiere, wie Shrimps, Seeschlangen oder Krebse, aber auch Algen, lagerten in Fässern. Nach hinten war die Marktbude durch einen bunten Vorhang abgetrennt. Von außen nicht zu sehen, befanden sich dort eine kleine Feuerstelle sowie ein Bastteppich.

Hier genoss es Yazhen, nach getaner Arbeit des Morgens den ersten Tee aufzugießen. Er schmunzelte zufrieden, bereits vor Beginn des eigentlichen Markttreibens ein Huhn verkauft zu haben, als er den Vorhang zur Seite schob. Zu seiner Verwunderung saß im Hinterzimmer ein Mann, ganz in Schwarz gekleidet, den Blick auf den Boden gerichtet.

»Was machen Sie hier? Wer sind Sie?«, fragte Yazhen verwundert, gleichermaßen ängstlich, denn es wäre ihm doch aufgefallen, hätte jemand den Privatraum betreten.

Ohne aufzublicken, wies der Fremde Yazhen mit einer Handbewegung an, sich zu setzen. Zögernd kniete sich der Händler gegenüber dem schwarz Bekleideten auf den Bastteppich.

»Was wollen Sie hier?«

»Du bist ein alter Mann, Yazhen. Ohne Kinder, ohne Familie. Und du bist reinen Glaubens«, antwortete der Fremde frei jeder Betonung und jedes Akzentes.

»Woher kennen Sie meinen Namen? Ich kenne Sie nicht!«

Jetzt hob der Fremde den Kopf – gerade so weit, dass Yazhen in dessen Augen blicken konnte. Es waren dunkle, kalte Augen, wie er sie noch nie zuvor gesehen hatte. Yazhens Unwohlsein wich der Panik, die in ihm hochstieg.

»Die Zeit ist gekommen. Es hat begonnen.«

Von der eisigen Musterung des Fremden schien Yazhen wie gelähmt. »Welche Zeit?«

»Deine und die der Menschen.«

Tiefgläubig ahnte Yazhen plötzlich, wer da vor ihm saß. Doch – war dies möglich?

Mit zittriger Stimme flüsterte der Chineser: »Bist du der Tod?«

Der Fremde senkte wieder den Kopf. »Fürchtest du dich vor dem Tod, Yazhen?«

Fürchten?, dachte dieser. Mehr als das! Die Panik ließ ihn am ganzen Körper zittern, wodurch er außerstande war, auf die Frage eine Antwort zu geben. Imaginäre Hände umschlangen seine Kehle und drückten zu.

»Nein, ich bin nicht der Tod, den du fürchtest. Ich bin einer der Tode, welche die Menschheit zu fürchten hat. Und du wirst mein Zeuge sein. Mein Zeuge vor Thron, dass ich das Siegel gebrochen habe.« Kaum hatte der Unbekannte die Worte gesprochen, zog er eine Schriftrolle hervor, die durch ein rotes Kerzensiegel zusammengehalten wurde.

»Was ist das?«, krächzte der Chineser, während Tränen in seinen dünnen, ausgebleichenen Bart sickerten.

»Sieh, wie ich das Siegel breche; der Schwarze Engel, der Schwarze Reiter, jener, der euch hungern lässt!«

Gebannt blickten die schlitzförmigen Augen auf die Hände des Mannes, als das Siegel brach. Nur Yazhen konnte das Donnern vernehmen, als Bruchstücke des roten Kerzenwachses auf den Bastteppich fielen. Beide Hände an die Ohren gepresst, begann Yazhen laut zu schreien. Doch niemand hörte ihn.

Es dauerte nicht lange, bis sich Kunden bei Xia über den üblen Gestank am Nebenstand beschwerten und nach Yazhen fragten.

Also beschloss sie nachzusehen. Nicht, dass der Alte über seinem Tee eingeschlafen war.

»Yazhen, bist du da?«

Xia schlug vergebens mit den Händen, um Tausende Mücken zu vertreiben, die sich an verwesenen Hühnerkadavern, stinkendem Fisch sowie an undefinierbaren, mit Schimmel überzogenen Schleimmassen der Tonnen labten. Stechender, verwesender Geruch umgab Xia, was sie die Linke vor die Nase halten ließ. Schwungvoll warf sie den Vorhang zur Seite, als ihr Herzschlag für Sekunden aussetzte. Sobald sie begriff, begann sie zu wimmern. Das Wimmern mündete in lautes Schreien und wenige Augenblicke später säumten viele Neugierige mit Tüchern vor den Nasen den Stand von Yazhen. Dieser kniete aufrecht am Boden, beide Hände an die Ohren gepresst, Mund und Augen weit aufgerissen. Aber war es tatsächlich Yazhen, der da mysteriös kauerte? Das Gesicht, der ganze Körper waren ausgezehrt – nur eine graufahle Haut überzog sein Gerippe und glich der einer ausgedörrten Mumie. Die hervorgetretenen Wangenknochen ließen die aufgerissenen Augen groß und ängstlich erscheinen. Gegenüber von Yazhen staubte ein noch glimmender Aschehaufen.

Kapitel 6: Besuch am Grab

Washington, D. C., Dezember 2015

Schon zeitig am Morgen standen Fredrik und Olivia an der Tür. Sandra öffnete mit Meira auf dem Arm ihren Schwiegereltern und nach den Begrüßungsküsschen gingen sie zu viert in die Küche.

»Die anderen schlafen noch. Wollt ihr vorab einen Kaffee?«

»Danke, Sandra. Ich hoffe, wir sind nicht zu früh?«, fragte Olivia etwas unsicher.

»Nein, nein, gar nicht, dann haben wir was vom Tag. Ihr könnt gleich mit dem Frühstück helfen. Fredrik, holst du bitte den Karton Orangen aus der Speisekammer und presst sie aus?«

Fredrik lief zur seitlichen Kammer, während Olivia lächelnd Sandra betrachtete. »Du siehst gut aus.«

»Es geht mir auch gut, Olivia.«

»Keine Übelkeit durch die Schwangerschaft?«

»Nichts dergleichen, mir geht es richtig blendend. Nächste Woche bin ich wieder zur Voruntersuchung – scheint alles in bester Ordnung zu sein.«

»Wunderbar. Wir freuen uns schon so auf den Nachwuchs.«

»Und wie«, lachte nun Fredrik, während er begann, die Orangen in zwei Hälften zu schneiden.

»Marc und Janette werden sicher auch gleich kommen. Denke nicht, dass Lea sie lange schlafen lässt – ach, wenn man vom

Teufel spricht.«

»Morgen Mom, Dad.« Marc kam ums Eck gebogen, nur in Shirt und Boxershorts bekleidet, die blonden Haare vom Schlaf zerzaust. Er drückte seiner Mutter Olivia einen flüchtigen Kuss auf die Wange und fragte: »Wie spät ist es?«

»Kurz nach acht«, antwortete Sandra mit einem Nicken zur Küchenuhr.

»Ihr seid zeitig dran, was, Mom?«

»Na, wir wollten nichts verpassen und wussten nicht so recht, wann ihr frühstückt.«

»Jetzt wissen wir's«, schmunzelte Fredrik, die Hand an der Fruchtpresse.

»Janette wird auch gleich hier sein. Macht gerade Lea fertig.«

»Wie geht es Lea?«, fragte Olivia ihren Sohn.

»Gut so weit. Professor Collins meint, dass sie alles sehr gut wegsteckt.«

»Wann fahren wir zum Grab?«, unterbrach Fredrik.

»Ich dachte, gleich nach dem Frühstück. Da ist die Luft noch schön kühl und rein. Anschließend sind wir mit dem Mittagessen beschäftigt und heute Abend werden wir zu tun haben, Lea ins Bett zu bringen.«

Kurz nach zehn Uhr standen alle angezogen im Foyer. Auf zwei Jeeps verteilt fuhren sie zum Nationalfriedhof Arlington, der unweit des Weißen Hauses auf der gegenüberliegenden Seite des Potomac Rivers lag. Der Tag war sonnig, die Luft so, wie Sandra versprochen hatte: klar und kühl.

Als sie vor dem gewichtigen Grabstein aus Marmor standen, betrachteten sie dessen Inschrift.

Chris Owen

** geboren am 30. Mai 1984 † gestorben am 17. Juni 2014*

Sie hatten bewusst nicht Stephens Namen gewählt, um zu verhindern, dass seine letzte Ruhestätte zum Pilgerort wird.

Stephen Haskins, alias Chris Owen, wurde in einem Atemzug mit Martin Luther King genannt, nachdem er 2012 in einem landesweit verfolgten Prozess als Anwalt jenen weißen Polizisten vertrat, der einem Schwarzen während einer routinemäßigen Fahrzeugkontrolle acht Kugeln in den Rücken schoss. In monatelangen Verhandlungsmarathons gelang es Stephen Haskins als Verteidiger zunächst, alle Annahmen zu zerstreuen, die die Schuld seines weißen Mandanten nahelegten. Er hatte die Jury aus zwölf Geschworenen bereits auf seiner Seite, als er plötzlich – mitten in seinem Schlussplädoyer – das Blatt wendete.

Seine Rede vor Gericht dauerte gerade einmal dreißig Minuten. Danach war allen im Gerichtssaal, im ganzen Lande bewusst, dass er Geschichte geschrieben und den schwarzen Menschen weit über die Vereinigten Staaten hinaus zu ihrem Recht verholfen hatte. Zwar entzog man ihm den Fall, doch über Nacht war er zum Symbol der Farbigen geworden, weit über die Landesgrenzen der USA hinaus.

Zeitgleich mit der erlangten Berühmtheit wurde er Feind Nummer eins aller Rassisten, die ihm nach dem Leben

trachteten. Zum Schutz seiner Person, seines Lebens, änderte das FBI seine Identität: Aus Stephen Haskins wurde Chris Owen. Als Weißer geboren, zu einem Schwarzen mutiert, starb Stephen Haskins, alias Chris Owen, durch ein Attentat in der Mother Emanuel African Methodist Episcopal Church in Charleston.

Schon von Weitem war ihnen der imposante Baum am Grab aufgefallen und Fredrik war der Erste, der nun danach fragte: »Hast du diesen Baum gepflanzt? Der ist ja riesig.« Fredrik blickte zu Sandra, die an Meiras Kinderwagen stand.

»Nein, ich dachte bis jetzt, ihr hättet ihn hier einpflanzen lassen.«

»Schöner Baum«, meinte Marc, »aber von uns ist er auch nicht.« Marc lief um den Grabstein herum. »Man könnte meinen, er steht schon immer da. Der Stamm hat mindestens einen halben Meter Durchmesser.«

Kaum hatte Marc die Worte ausgesprochen, als eine Schar Sperlinge aus der Baumkrone aufwirbelte und im quirligen Durcheinander in die Höhe flog. Etwas erschrocken sahen alle den Vögeln nach.

»Ich werde mich gleich nach den Feiertagen bei der Friedhofsverwaltung informieren. Seltsam, dass man es überhaupt zulässt, so ein ausladendes Gewächs auf diesem Friedhof und dann noch direkt an einen Grabstein zu pflanzen«, meinte Fredrik.

Sandra legte den mitgebrachten Kranz ab, hob den roten gläsernen Windschutz an der Grablampe hoch und zündete die

darunter angebrachte Kerze an. »Frohe Weihnachten, Stephen.« Ihre Augen wurden feucht. »Autsch.« Sandra bückte sich leicht und hielt den Bauch.

»Was ist los, Kind?«, fragte Olivia besorgt und ging einen Schritt auf ihre Schwiegertochter zu.

»Nichts weiter, aber gerade hat es in meinem Bauch getreten.«

»Das wäre aber früh, so Anfang des dritten Monats«, orakelte Janette. »Geht es dir wirklich gut?«

»Ja, ja, ist nichts. Aber schon seltsam. Da bin ich gespannt, was meine Frauenärztin bei der Voruntersuchung sagt. Wenn es jetzt schon tritt! Das kann ja was werden!«

Janette betrachtete Sandra im Versuch sich zu erinnern, wann sie das erste Mal Lea im Bauch gespürt hatte. Das musste im vierten oder fünften Monat gewesen sein.

Sie standen weitere Minuten schweigend am Grab und gedachten Stephens. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach – durchweg waren sie liebevoll, geprägt von Stolz und Trauer.

»So, wenn wir den Braten heute noch essen wollen, sollten wir uns wieder auf den Weg machen«, meinte Sandra und rief zum Aufbruch.

Kapitel 7: Der Missionar

Changchun, Nordosten Chinas, 1878

William Lockhart lief durch die Straßen Changchuns; der Schweiß rann ihm in die Augen, während die Sonne unerbittlich die Luft zum Glühen brachte. Es roch bestialisch nach verwestem Fleisch, doch nicht der Gestank verschlug ihm den Atem – nein, es war der Anblick des Grauens, das sich seinem Auge entsetzlich real darbot. Ausgemergelte Leiber lagen in den Gassen, doch niemand schien sich darum zu kümmern. Kinder, Greise, Männer, Frauen – alle waren sie davon betroffen. Gerade als er dachte, er habe in seinem Leben noch nie derart schwer zu Ertragendes gesehen, schreckten ihn Schreie auf. Sie drangen aus dem gegenüberliegenden Haus. Ohne weiter darüber nachzudenken, überquerte er raschen Schrittes die Straße und betrat die Türschwelle.

Im Inneren fand er eine Frau vor, deren Alter er aufgrund des abgemagerten Körpers nicht schätzen konnte. Sie kniete vor einem Bett, in dem ein Mädchen lag. Die Wangenknochen des Kindes ragten hervor, der geöffnete Mund ließ wenige, von Fäulnis befallene Zähne erkennen. Die Augen der Kleinen waren geschlossen. Hinter der wimmernden Frau stand ein gebeugter Mann mit schütterem Haar, dessen hängende Hose dünne, knöchrige Beine vermuten ließ.

»Nicht Lien, nicht meine Lien«, schluchzte die Frau und stieß

die Hand, welche der Mann ihr besänftigend auf die Schulter legte, von sich. Der Magere wandte sich daraufhin ab, war im Begriff, auf einen Holzschemel zu sinken, als er den Missionar Lockhart an der Tür erblickte. »Wer sind Sie?«, fragte er und sowohl sein Blick als auch seine Stimme waren gebrochen.

»Mein Name ist William. Ich habe Schreie gehört und dachte ...«

»Was wollen Sie?«

Im ersten Moment wusste Lockhart nicht, was er antworten sollte. Er war aufgebrochen, nachdem in England die Gerüchte blühten, die seit zwei Jahren anhaltende Dürre in China hätte eine Hungersnot unermesslichen Ausmaßes ausgelöst. Da er bereits vierzig Jahre zuvor Guangdong, Macau und Shanghai besucht hatte und maßgeblich an der Errichtung von Krankenhäusern beteiligt gewesen war, wollte er sich trotz seines Alters von 67 Jahren ein eigenes Bild verschaffen. Das, was ihn erwartete, übertraf bei Weitem seine bittersten Albträume. Und jetzt, dieses Kind vor Augen ... Er fand keine Worte. Daher trat er schweigend in den Raum und kniete sich neben die Frau. »Lebt sie noch?«

Zwei müde Augen blickten ihn an. Die Frau blieb jedoch stumm. Lockhart beugte sich über das Kind und befühlte vorsichtig die Schlagader am Hals des Mädchens. Seine Fingerspitzen spürten das schwache Pochen unter der vom Fieber glühenden Haut. Ob das Kind schlief oder das Bewusstsein verloren hatte, konnte er nicht ausmachen. Was ihm indes

klar wurde, war die Tatsache, dass es ebenso dem Hungertod zum Opfer fallen würde wie Millionen weiterer Chinesen. Er griff zu seiner Feldflasche, benetzte die Lippen der Kleinen und wandte sich anschließend dem Mann zu, dem Vater, der verzweifelt am Tisch saß. »Ich werde wiederkommen und etwas zu essen bringen«, versprach Lockhart im Versuch, die eigene Verzweiflung zu verbergen.

Der Chinese sah ihn nur an, dann stand er auf und bedeutete Lockhart, ihm zu folgen. Sie gingen hinaus auf die Straße und der gebeugte Vater lief hinter das Haus. Vor einem Fleck ausgetrockneter Erde blieb der Chinese stehen. »Hier liegt mein Sohn Tian. Ich habe ihn heimlich vergraben, damit er nicht in einem der Massengräber an den Straßenrändern verscharrt oder liegen gelassen nachts von Wölfen angefallen wird.«

Lockhart verschlug es einmal mehr die Sprache. Dann, als der Alte mit gesenktem Haupt weitererzählte, liefen Lockhart die Tränen.

»Die großen Gräber der Stadt werden nicht mehr geschlossen. Man wirft die Toten hinein und lässt die Gruben offen. Und weißt du, warum? Um am nächsten Tag weitere Leichen hineinzuschmeißen – und weil sie nachts sowieso anfangen, die Körper auszugraben. Verstehst du? Unser Volk hat Hunger und es isst seine Verstorbenen. Das Wasser ist verseucht, wir verzehren Stroh und bekommen Durchfall. Was kannst du schon helfen?« Der Chinese hob den Kopf und Lockhart sah in glasige, feuchte Augen. »Wir haben ein Sprichwort: *Ein Chinese ist*

Konfuzianer, wenn es ihm gut geht, er ist Daoist, wenn es ihm schlecht geht, und er ist Buddhist im Angesicht des Todes. Geh jetzt und lass uns sterben. Wir sind ein verlassenes Volk.«

Einen Monat später schrieb William Lockhart als Direktor der London Missionary Society und Vorstandsvorsitzender der Medical Missionary Association direkt an Königin Victoria.

Eure Majestät, Königin des Empire, Kaiserin von Indien, meine Reise nach China war erfüllt von der Hoffnung, jenem Land in diesen schweren Jahren der Dürre Hilfe zu bringen. Das, was mich erwartete, übertraf an Elend und Tod alles, was sich der Mensch in seinen schlimmsten Träumen auszumalen vermag. Als gläubiger Christ bin ich der festen Überzeugung, dass Gottes Prophezeiung uns offenbar wird. Dort, in diesem fernen Land, wird uns die Apokalypse vor Augen geführt. Gott stehe uns bei!

Ihr gottesfürchtiger Diener

William Lockhart

Kapitel 8: Das zweite Siegel

Braunau am Inn, April 1913

Der Sonnenuntergang legte sich zart wie ein roter Seidenschal über den Marktplatz von Braunau, als ein stämmiger Mann mit rotem, bis zu den Stiefeln reichendem Ledermantel die von Zigarren und Pfeifenrauch vernebelte Wirtsstube betrat. Er behielt den dunklen Hut mit breiter Krempe auf, während er an den Tresen der gefüllten Gaststube trat.

Lisbeth war gerade damit beschäftigt, zwei Krüge mit Bier aus dem Zapfhahn zu füllen, als sie kurz aufsaß. Beim Anblick des Mannes fröstelte sie. »Bin gleich bei Ihnen«, rief sie dem Fremden über den Geräuschpegel der vielen Gäste hinweg zu. Nachdem sie beide Bierkrüge auf der Theke abgestellt hatte, wandte sie sich dem groß gewachsenen Mann mit dem auffallend roten Mantel zu: »Was darf's denn sein, der Herr?«

»Sie vermieten Zimmer?«

Lisbeth konnte das Gesicht des Fremden wegen des tief in die Stirn gezogenen Hutes kaum erkennen. Im Schatten der Kopfbedeckung erhaschte sie kurz zwei tief liegende Augen sowie eine ausgeprägte, glatt rasierte Kinnpartie. Die Lippen des Mannes waren dünne Striche und zuckten ein wenig, wenn er sprach.

»Da schau'n wir doch gleich, ob noch was frei ist.« Lisbeth wischte die feuchten Hände an ihrer Schürze ab und griff

zu einem dunkelbraunen Buch unter der Theke. »Zwei sind noch frei, mein Herr, eins im ersten Stock sowie die kleine Dachkammer. Wie lang wollen's denn bleiben?«

»Dann nehm ich die Dachkammer«, sagte der Mann in sonderbar wirkendem Tonfall, ohne auf die Frage einzugehen.

Na, von hier biste aber nicht, überlegte Lisbeth. »Das Zimmer im ersten Stock ist das schönere. Auch viel geräumiger.«

»Ich nehm die Dachkammer, Lisbeth.«

Verwundert darüber, dass dieser seltsame Mensch sie mit Namen ansprach, legte sie ihm das braune Buch auf den Tresen. »Wenn Sie da Ihren Namen reinschreiben würden; dann bekomm ich noch vier Groschen für die Nacht.«

Nachdem der Mann etwas eingetragen hatte, schob er Lisbeth das Buch mit vier Münzen darauf entgegen.

»Haben der Herr Gepäck? Wir können es nach oben bringen.«

Doch der neue Gast griff nur den Schlüssel, welchen Lisbeth hingelegt hatte, und verließ ohne Antwort die Gaststube.

»Wer war denn das?«, fragte die Wirtsfrau, die den skurril wirkenden Reisenden von der Küchentür aus beobachtet hatte.

»Keine Ahnung, aber er kennt meinen Namen.«

»Zeig mal«, bat die Wirtin, auf das Gästebuch deutend. Als sie versuchte, die geschwungene Schrift zu entziffern, schüttelte sie den Kopf. »Kann ich nicht lesen. Hab ein Auge auf den Kerl, ja, Lisbeth?«

Die Nacht brach herein, als der seltsame Hüne vor einem kleinen Holztisch in der mit Dachgiebeln versehenen Mansarde

saß. Der rote Ledermantel lag neben dem Hut auf dem Bett. Ein dicker anthrazitfarbener Wollpullover mit rundem Ausschnitt ließ den muskulösen Brustkorb erahnen und zwei kräftige, dunkel behaarte Hände hielten einen gerollten Gegenstand, so als ob dieser zerbrechlich sei. Der Mann fixierte ihn mit zittrigen Fingern. Langsam neigte er den Kopf in den Nacken und blickte zur Zimmerdecke, während sein schwarz gewelltes Haar den Ansatz seiner Schultern umspielte. Gleichmäßige, tiefe Atemzüge durchzogen die Stille der Kammer.

Gedämpft begann er zu flüstern, doch niemand aus Braunau wäre in der Lage gewesen, die Worte zu verstehen. In bläulicher Dunkelheit der Nacht betete er ohne jede Regung, bis sich seine Muskeln nach über einer Stunde spannten. Vorsichtig legte er das Runde aus den Händen und entzündete die Kerze, die am oberen Rand des Tisches stand. Im trübgelben Schein der Flamme sah er auf das, was er zuvor mit Bedacht in Händen gehalten hatte.

Die ockergelbe Pergamentrolle schien alt – braune Verfärbungen zierten die Oberfläche. Verhalten rollte er sie mit dem Zeigefinger vor und zurück, während ein Widerstand am Pergament es auf der Tischoberfläche holpern ließ. Dann nahm er das Schriftstück in beide Hände und drehte es, bis das rote Wachssiegel im Lichtschein des flackernden Kerzenlichtes vor seinen Augen erschien. Zwischen Daumen und Zeigefinger gab das Siegel mit leisem Knacken nach. Es war gebrochen!

Als er die Schriftrolle öffnet, erkennt er die griechischen Buchstaben. Sie sind nicht neu für ihn. Er kennt sie seit

Tausenden von Jahren! Und doch, in diesem Augenblick lassen sie ihn erschauern. Laut liest er die Sätze der *kriegerischen* Verdammnis und als er das letzte Wort gesprochen hat, geht die Schriftrolle in Flammen auf. Er lässt sie nicht los, bis die letzte Glut in seinen Händen zu Asche zerfällt.

Es war bereits nach zwölf Uhr mittags, als Lisbeth an der Tür der Mansarde klopfte. Sie war nicht verschlossen und bewegte sich knarzend einen Spalt breit ins Zimmer. »Hallo, schlafen Sie noch? Es ist schon Mittag und ich würde gerne etwas sauber machen. Sind Sie da?«

Vorsichtig lugte Lisbeth durch den Türspalt. Was sie vorfand, ließ sie einen Schrei ausstoßen. Sie sah den roten Mantel, daneben den Hut. Der gesamte Raum war mit schwarzem Ruß überzogen, der Tisch von einer dunklen, rußigen Schicht bedeckt. Auf dem Stuhl lag ein Aschehaufen – die Kerze war abgebrannt und das Wachs formte ein tropfenförmiges Gebilde auf der Tischplatte. Von ihrem Gast war nichts zu sehen.

Kapitel 9: Ostfront 1915

Ostfront bei Bolimov an der Bzura, 12. Juni 1915

Michail war sechzehn, als er mit seinem älteren Bruder Pjotr in die Kaiserlich Russische Armee eingezogen wurde. Nun lag er im Schützengraben und die vom Schlamm schwer gewordenen Stiefel drohten bei jeder seiner Bewegungen vom Fuß zu rutschen. Nach der Musterung, deren einziges Kriterium darin bestand, aufrecht zu gehen, erhielt er die Ausrüstung, bestehend aus Uniform, Feldbeutel, einer M1891, Gasmasken, Socken und Stiefeln. In seiner Größe hatte man kein Schuhwerk vorrätig, was er jetzt mit zwei Nummern zu groß geratenen Stiefeln verfluchte. Blasen quälten ihn an den Fersen, doch dieser Schmerz war das unbedeutendere Problem. Den ganzen Tag schon hatte es geregnet, was seine grünbraune Reiterhose, die Breeches, völlig durchnässt an den Schenkeln kleben ließ.

Als die Abenddämmerung hereinbrach, wurde die Feuerpause in der von einem kleinen Wald umgebenen Lichtung eingestellt. Seitdem krachten Hunderte, Tausende abgefeuerte Schüsse der gegenüber verschanzten Deutschen über seinen Kopf und die seiner Kameraden hinweg. Pjotr lag neben Michail auf dem Rücken, das Gewehr, jene M1891, Kaliber 7,62 mm, nach oben gerichtet im Anschlag. »Auf drei hoch und feuern, hörst du, Michail? Und dann gehst du sofort wieder in Deckung!«

»Aber auf was soll ich schießen?« Es war stockfinstere Nacht

und ein Wolkenmassiv hatte sich vor den Halbmond geschoben.

»Egal, einfach in die Richtung der Mündungsfeuer. Und dann: Kopf einziehen. Also! Eins – zwei – drei.«

Die beiden Brüder verließen sekundenschnell ihre Deckung, rissen die Gewehre über den Schlammwall und begannen in die pechschwarze Nacht hineinzufeuern. Einmal – Schlagbolzen spannen – zweimal – Schlagbolzen spannen – dreimal ... Umgehend pressten sie sich wieder geduckt mit den Rücken in den sicheren Schlammwall. Den Donner des wiederkehrenden Kugelhagels durchzogen nun pfeifende Geräusche und Michail erkannte Rauchschwaden, die sich über ihn hinweg weiter hinten im Feld wie tödlicher Nebel senkten. Schließlich fanden viele dieser seltsamen Geschosse ihren Weg – einige landeten direkt neben Pjotr und Michail.

»Gas, Michail, Gas! Zieh deine Maske auf, schnell!« Pjotr hantierte an der Gasmasken, zitterte, riss an ihr, doch sie verhakte sich am offenen Riemen seines Armeebeutels. In Panik rüttelte er eine gefühlte Unendlichkeit, bis sie endlich vom Gurt des Beutels abfiel. Mit angehaltenem Atem zog er die Maske in die Stirn, bekam sie jedoch nicht ganz über sein Gesicht gestülpt. Ihm ging die Luft aus. Er röchelte, hustete – atmete im Reflex des Erstickenden einen tiefen Zug in die Lunge. Rasch breitete sich das Gift in seinem Körper aus. Die Maske halb über den Mund gezogen, brennende Augen, die den Schützengraben nur noch schemenhaft wahrnahmen. Mit all seiner Kraft widersetzte er sich dem Drang, seinen Mageninhalt von sich zu geben. Zu

spät. Sauer Erbrochenes quoll die Speiseröhre Pjotrs nach oben, verklebte die Nasenlöcher, lief unter die Sichtfenster der Maske in seine Augen – er verlor das Bewusstsein.

Michail, der den Gummi der eigenen Schutzmaske roch, fragte sich, ob dies der Gestank der Maske oder des eindringenden Gases war. Hechelnd versuchte er, den Atem unter Kontrolle zu bringen, als er durch die schlammverdrehten Sichtfenster den reglosen Pjotr liegen sah. Im Hagel des Dauerfeuers schrie er, dumpf in den Luftfilter der Atemmaske hinein, den Namen des Bruders. An den Schützenwall gelehnt, zog er den leblosen Körper Pjotrs auf seine Oberschenkel und umfasste von hinten dessen Brust.

»Pjotr! Wach auf, wach auf!«

Hilfe suchend schweifte Michails Blick wie im Traum den Graben entlang. Hunderte Gasgranaten hüllten bereits den gesamten Schützengraben ein. Schreie der Soldaten, die sich aufbäumten im Versuch, die Grube zu verlassen, um hierdurch den Giftwolken zu entkommen. Sie krochen über regungslose Gefährten durch glitschigen Schlamm den schützenden Wall hinauf, um dann, von den Salven der gegnerischen Gewehrketten durchlöchert, einzusinken. Gleich einem Film, der in Zeitlupe abgespielt wird, brannten sich die Bilder in Michails Innerem ein. Nie wieder würde er diese vergessen können!

Durch Tränen hindurch, die wie ein See in den runden Sichtfenstern der Atemmaske schwammen, sah er wieder zu

seinem Bruder. Der blecherne Behälter mit dem Kohlefilter hing seitlich an Pjotrs Wange herab. Er muss sie aufsetzen! Warum hat er die Maske nicht auf? Hektisch riss er an ihr, doch ohne Erfolg. Sie muss verhakt oder verdreht sein, dachte Michail – und im Bruchteil einer Sekunde stand sein Entschluss fest. Er holte tief Luft und streifte seinen Atemschutz vom Kopf.

Gerade als er die rettende Hülle dicht auf Pjotrs Gesicht presste, spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Fast hätte er vor Schreck einen Atemzug getan, der seine Lungen mit dem giftigen Qualm füllen würde, als er eine Gestalt erblickte, die zu ihm herabsah. Ohne Schutz vor dem Gesicht, ohne Anzeichen einer Furcht, von den peitschenden Kugeln getroffen zu werden. Gütige Augen sahen ihn an. Das muss der Tod sein, dachte Michail, denn eine derartige Erscheinung hatte er noch nie zuvor gesehen. Dunkle Haut, nicht rußig, nein, eine schwarze Haut, kurze, gekräuselte Haare.

»Dein Bruder ist von uns gegangen.«

Jetzt erkannte Michail, wer da vor ihm stand, wer zu ihm sprach. Es war nicht der Tod. Nein! Es war ein Farbiger. Er hatte schon Bilder von Schwarzen gesehen, war aber noch nie einem begegnet. Er wollte Fragen stellen, doch dazu hätte er atmen müssen. Der Farbige griff zur Maske und legte sie Michail wieder an.

»Pjotr!«, flüsterte Michail verzweifelt in den Luftfilter hinein.

»Dein Bruder ist längst bei uns. Und du wirst ihm folgen.«

»Wer bist du? Was machst du hier?«, fragte Michail, indes

all die Schreie seiner Kameraden – ja, der ganze Krieg um ihn herum in weite Ferne gerückt schienen. »Was meinst du damit, mein Bruder ist bei euch? Er ist doch hier. Bist du einer von uns?«

»Ich bin einer von euch. *Der* eine, der zurückkehren wird, um die Worte Throns zu verkünden.«

Michail verstand nicht. Zwar hörte er die Worte klar und deutlich, so als ob er mit diesem Fremden allein in einem Zimmer sitzen würde, doch er begriff deren Inhalt nicht. »Zurückgekehrt? Aber mein Bruder – Pjotr.«

»Michail, du bist einer *der* Engel. Und du wirst künftig auf meiner Seite stehen! Deine Seele ist rein. Deute die Zeichen.«

»Welche Zeichen?«

Noch bevor Michail weitere Fragen stellen konnte, lief der Farbige an ihm vorbei durch den Schützengraben, bis der Rauch seine Silhouette verschlang. Michail legte sich völlig entkräftet neben den toten Bruder, zu seinen toten Kameraden. Dann verlor auch er das Bewusstsein.

Kapitel 10: Die Erscheinung

Washington, D. C., Dezember 2015

Lea war am Tisch noch während des Mittagessens eingeschlafen. Die frische Luft des Vormittags hatte offenkundig ihr Übriges getan. Marc trug seine Tochter vorsichtig in den ersten Stock und legte sie ins Beistellbett, welches Sandra im Gästezimmer aufgestellt hatte. Dann schloss er leise die Tür und ging wieder hinunter. Der Truthahn, den Sandra schon tags zuvor zubereitet hatte, war gerade mal zur Hälfte verzehrt, doch alle in der Familie stöhnten ihrer vollen Bäuche wegen.

»Wollen wir noch einen Spaziergang machen?«, fragte Sandra, während sie gemeinsam mit ihrer Schwiegermutter Olivia die Teller in die Küche trug.

»Geht ihr ruhig«, meinte Janette, »ich bleibe solange hier, bis Lea wieder aufgewacht ist.«

»Soll ich bei dir bleiben?«, fragte Marc seine Frau.

»Nicht nötig, ich leiste Lea Gesellschaft. Ein Mittagsschläfchen kommt mir gerade recht.« Janette gab Marc einen Kuss auf die Wange, danach folgte sie Sandra in die Küche. »Los, Schwägerin, mach dich fertig zum Familienlauf. Ich räum das Geschirr in den Spüler und mache sauber.«

»Willst du sicher nicht mitkommen?«, fragte Sandra ein weiteres Mal.

»Einer muss auf Lea aufpassen. Ich lege mich nachher zu ihr.

Vielleicht jogge ich heute Abend noch eine Runde.«

Zehn Minuten später hörte Janette die Tür ins Schloss fallen, während sie den Rest des Mittagessens in der Küche verstaute. Nachdem sie fertig war, machte sie sich auf den Weg ins obere Stockwerk zu ihrer schlafenden Lea. Gerade in dem Augenblick, da sie den Treppenabsatz des Foyers erreichte, hörte sie den Schrei der Tochter. Zwei Stufen auf einmal nehmend, hastete sie die Treppe nach oben in Richtung des Gästezimmers. Als sie die Tür aufriss, kniete Lea mit der über die Nase gezogenen Schlafdecke im Beistellbett.

»Was ist denn los, Liebes? Hast du schlecht geträumt?«

»Mama, ein Mann!«

Janette blickte sich im Zimmer um. »Da ist niemand. Wo ist er denn hin?«

»Weg, Mami.«

»Du hast unschön geträumt, mein Schatz. Komm zu mir.« Janette setzte sich auf die Bettkante und Lea legte ihr verängstigtes Gesicht in den Schoß der Mutter. »Ich träume auch manchmal Dinge, weißt du. Und dann erschrecke ich mich ebenso arg. Aber es sind zuletzt nur Träume und sobald du aufwachst, ist alles wieder gut.«

»War da, Mami.«

»Wie hat er denn ausgesehen, dein fremder Besuch?«

»Schmutzig.«

»Schmutzig?«, fragte Janette.

Lea nickte.

»Sicher hast du das geträumt. Jetzt leg dich wieder hin, Mami schläft auch ein wenig. Magst du zu mir ins Bett? Dann können wir kuscheln.«

Lea rannte erleichtert durchs Zimmer und machte einen Satz ins große Doppelbett. Lachend folgte Janette ihr. Wie rasch ihre Tochter doch die Angst vergaß und wieder unbeschwert war. Wenige Schritte vor dem Bett hielt sie inne, als ihr Blick auf den rosafarbenen Teppich fiel. Im ersten Moment dachte sie, Lea hätte etwas liegen lassen, doch dann erkannte sie die schlammigen Abdrücke einer ... einer Stiefelsohle. Sie erschrak. Wie ein Blitz durchfuhr sie ein Gefühl von Furcht! Hektisch blickte sich Janette im Zimmer um, sah weiter nichts Außergewöhnliches, doch panische Angst hatte sie ergriffen.

»Lea, komm, komm schnell! Wir gehen nach unten und suchen die anderen.«

»Mami, kuscheln!«, protestierte Lea.

»Wir kuscheln später, Schatz. Jetzt komm!« Sie riss Lea aus dem Bett, drängte aus der Tür und stieß diese mit ihrem Fuß krachend ins Schloss.

»Mami!«

»Keine Angst, ich habe vergessen, dass ich Daddy versprochen habe nachzukommen, wenn du wach bist.«

Während sie mit Lea auf dem Arm ins Erdgeschoss eilte, wirbelte ihr Kopf aufgeregt von einer Seite zur anderen in der Befürchtung, jeden Moment würde ein Fremder ums Eck treten. Panisch durchquerte sie mit Lea das Foyer, hin zur Haustür.

»Schuhe?«, fragte Lea.

»Es ist warm draußen.«

Tatsächlich hatte der Spätnachmittag frühlingshafte Temperaturen, dennoch wunderte sich Lea, dass ihre Mutter in Strümpfen die Auffahrt hinunterrannte. »Marc, Sandra!«, rief Janette laut. Sie waren fünfzig Meter vom Haus entfernt, als sie von Weitem Marcs Stimme hörte – dann sah sie ihn am Ende der Zufahrt. Elias war im Rollstuhl neben Marc. Als dieser seine Frau ohne Schuhe herunterstürmen sah, lief er ihr eilig entgegen.

»Was ist denn los, Liebes?« Marc nahm Janette die Tochter ab und streichelte über deren Haar.

»Schlecht geträumt, Daddy.«

Erstaunt sah Marc seine Frau an. »Was ist passiert?«

»Nicht jetzt, Marc, komm bitte mit hoch. Bitte.«

Währenddessen fand sich der Rest der Gruppe ebenfalls ein. »Ist etwas?«, wollte Fredrik wissen.

»Lea hat schlecht geträumt.« Marc zuckte unwissend die Schultern, legte den Arm um Janette und spürte, wie sie zitterte.

Nachdem sie im Haus angekommen waren, nahm Rachel Lea bei der Hand. »Komm, wir zwei gehen in die Küche und sehen nach dem Kuchen. Da kannst du mir sicher helfen, oder?« Lea grinste und tapste Rachel hinterher. Der Rest ging ins Wohnzimmer.

»So, und nun erzähl«, begann Marc, während er fragend seine Frau ansah.

»Also, ich war gerade auf dem Weg nach oben, als ich Lea

schreien hörte. Sie saß aufrecht in ihrem Bett und hat mir von ihrem Traum erzählt. Ein Mann sei da gewesen.« Janette blickte ängstlich zu Sandra.

»Ich glaube, wir können jetzt alle einen Scotch vertragen, was meint ihr?«, fragte Fredrik dazwischen.

»Warum warst du dann so aufgeregt, wenn es doch nur ein Traum war?« Marc grinste.

Janette blickte zu Boden. »Der Mann war schmutzig.«

»Sicher«, schmunzelte Marc, »und er hatte eine rote lange Nase im Gesicht.«

»Nein, Lea sagte, er war schmutzig!«

»Dann schmutzig, ohne Nase.«

»Marc, das ist nicht lustig! Als ich neben dem Bett stand, fand ich dort schlammige Abdrücke auf dem Teppich, wie von Stiefeln. Der Schlamm war noch feucht!«

»Abdrücke meinst du?« Marc wurde von einer Sekunde auf die andere ernst. »Du glaubst, es war jemand im Haus? Dad, komm mit, ihr anderen bleibt hier.«

Marc und Fredrik eilten die Stufen nach oben, hin zum Gästezimmer. Nachdem sie eingetreten waren, betrachteten sie den braunen Matsch, der eindeutig von Sohlen eines großen Schuhs stammte. Marc kniete nieder und befühlte die Erde. Sie war feucht und kalt.

»Es muss jemand hier gewesen sein. Dad, sieh nach den Fenstern.«

Fredrik prüfte jedes einzelne, doch sie waren allesamt

verschlossen.

»Sieh in den übrigen Zimmern nach, ich gehe nach unten.«
Marc rannte die Treppe hinab und vergewisserte sich, dass alle Fenster im Erdgeschoss verriegelt waren. In der Küche zwinkerte er Rachel und Lea zu, dann kontrollierte er die Hintertür, die in den Garten führte. Auch sie war abgesperrt, der Schlüssel steckte von innen.

»Dad, Kuchen«, gluckste Lea.

»Ja, Maus, toll.«

Rachel spürte, dass etwas nicht stimmte, fragte dennoch im Beisein der kleinen Lea nicht weiter nach.

Im Foyer traf Marc seinen Vater, der die Treppe herunterkam.

»Alles in Ordnung. Es ist niemand da.«

Gespannte Blicke lasteten auf ihnen, als sie ins Wohnzimmer traten. »Habt ihr die Abdrücke gesehen?« Marc nickte.

Sandra wurde leichenblass. »Es war also jemand hier?«, flüsterte sie, blickte zu ihrer Tochter Meira, die auf der Babydecke krabbelte, und presste sich das Sofakissen an den Bauch.

»Das wissen wir nicht, aber die Abdrücke scheinen frisch.«

»Was machen wir jetzt?«, fragte Olivia.

»Ich rufe die Polizei.« Fredrik ging entschlossen zum Telefon und wählte die Nummer der USCP. »Hier Fredrik Haskins. Wir sind im Haus meiner Schwiegertochter. So wie es aussieht, wurde soeben eingebrochen. – Nein, es ist niemand mehr im Haus, also niemand Fremdes.« Fredrik diktierte die Adresse, dann legte er

auf.

Fünfzehn Minuten später hielt ein Streifenwagen in der Auffahrt. Zwei Officer begrüßten freundlich die Anwesenden mit einem »Merry Christmas«, um sich anschließend in allen Einzelheiten die Geschichte von Janette schildern zu lassen. Wenig später führten Marc und Fredrik die Beamten ins obere Stockwerk.

»Seltsam.« Der Sheriff strich mit dem Finger über den Abdruck. »Ist klamm, Ed. Wie kommt jemand mit feuchten Schuhen bis hier nach oben? Heute hat es weder geregnet noch ... Haben Sie im Garten oder vor dem Haus gegossen?«

»Nein, wir sind seit gestern hier. Es ist alles trocken«, gab Marc Auskunft.

»Und Sie sind sicher, dass sämtliche Fenster wie auch Türen verschlossen waren?«

»Wir haben alles geprüft, Officer«, erwiderte Fredrik.

»Der Schuhabdruck ist nur hier am Bett. Keine weiteren am Eingang oder an den Fenstern«, meinte Eds Partner. »Ist es für Sie in Ordnung, wenn wir uns nochmals umsehen? Wird nicht lange dauern, Sir.«

»Ich bitte darum«, sagte Fredrik ernst und folgte den Polizisten nach draußen.

Die beiden Cops besahen Raum für Raum der Villa. Als einer der Beamten in der Küche anlangte, wimmelte Rachel ihn rasch an der Tür ab und versicherte, dass nichts, schon gar nichts in der Küche zu entdecken sei. Die resolute Dame machte dem

Polizisten mit einem Kopfnicken ins Rauminnere klar, dass sie die kleine Lea nicht verängstigen wollte.

Nach zwanzig Minuten kamen die Beamten zu dem Ergebnis: »Alles okay im Haus. Wir konnten nichts feststellen. Weder Einbruchsspuren noch sonstige Hinweise. Könnte es sein, dass Ihre Tochter ...«

»... Schuhgröße 48 hat? Sicher nicht«, unterbrach Janette schnippisch, der die Situation immer unheimlicher wurde.

»Gut, wir werden verstärkt Streife um Ihr Grundstück fahren, Ma'am. Bitte prüfen Sie, ob irgendetwas fehlt. Wenn etwas sein sollte, rufen Sie diese Nummer an.« Der Officer legte ein Kärtchen auf den Couchtisch. Danach verabschiedeten sich die Beamten und ließen ihren Wagen langsam die Zufahrt hinunterrollen.

Wenig später schien sich die Aufregung ein wenig gelegt zu haben und so trug Rachel, Lea an ihrer Seite, den Schokoladenkuchen ins Wohnzimmer. Doch außer Lea hatte niemand in der Familie rechten Appetit.

Kapitel 11: IMMERZEIT

»Warum hast du das getan?« Chris sah Michail verständnislos an. Sie überquerten die Straße, die um diese Zeit ausgesprochen belebt war. Wie immer so kurz vor der Rushhour, versuchte ein jeder, noch vor dem allabendlichen Stau Washingtons rasch nach Hause zu kommen. Die fahrenden Autos kümmerten beide nicht. Ungeachtet derer liefen sie, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, zur anderen Straßenseite.

»Ich dachte, es wäre dir recht, Meister.«

»Wie kommst du darauf?«

Michail schwieg. Er wusste, dass er einen Fehler begangen hatte.

»Also, wie kommst du darauf, Michail? Du musst dir dabei doch etwas gedacht haben?«

»Ich wollte der Erste sein, der die heilige Mutter zu Gesicht bekommt.«

»Reicht es dir nicht, wenn ich mich dir anvertraue?«

»Doch, Meister, es ist nur ...«

»Und dann warst du noch nicht einmal bei Sandra. Nein, du musstest Lea einen Riesenschrecken einjagen.«

»Verzeih mir.«

»Da gibt es nichts zu verzeihen. Aber halte dich zurück, sonst wird es lange dauern.«

»Willst du damit sagen, ich muss noch warten?«

»Was bedeutet Zeit, Michail? Hier ist die Zeit von morgen die von jetzt. Und die Zeit von gestern ebenso. Immerzeit. Du weißt das.«

Michail nickte.

»Lea ist sehend, doch sie ahnt nichts davon. Daher auch dein Erscheinen als ihresgleichen. Deswegen fand Janette auch den Schmutz deiner Stiefel. Du hast die Grenze überschritten.«

»Wann wird meine Zeit sein, Meister?«

»Thron wird entscheiden, es liegt nicht bei mir. Ich werde dich brauchen, das weißt du. Drei Siegel sind gebrochen, seither stehst du nach Jahrtausenden deines Irrweges endlich an *meiner* Seite. Raphael dagegen nicht. Er und seine Schergen werden die Apokalypse vorantreiben, wenn wir sie nicht aufhalten.«

Neben einem Hotdog-Stand dache Michail, wie gerne er jetzt eines dieser weichen Brötchen mit Wurst, getrockneten Zwiebeln, Ketchup, Senf und extraviel Käsesoße essen würde. Doch der Hotdog-Verkäufer sah ihn nicht.

»Michail«, unterbrach Chris seine Gedanken, »du hast die Seite gewechselt. Jetzt übe dich in Geduld.«

Kapitel 12: Krieg und Terror

Syrienkrieg, Juni 2016

Die Kämpfe hielten unvermindert an. Kurz vor Weihnachten hatte der amerikanische Präsident den Entschluss gefasst, neben den Bodentruppen Russlands und den im Herbst 2015 entsandten 50 US-Elitesoldaten weitere 1.300 Mann der US Army, davon knapp 500 US Marines, nach Syrien zu entsenden. Zum einen zeigten die bisherigen Luftangriffe nicht den gewünschten Erfolg, zum anderen hoffte er auf elementare Informationen der russischen Manöver direkt vor Ort.

Seit über einem Jahr gab es Streitigkeiten, da russische Kampfjets Stellungen in der Nähe von Homs sowie im Westen Syriens angriffen. Diese lagen außerhalb der vom IS besetzten Zonen und wurden von den Rebellen, die gegen das Assad-Regime kämpften, beherrscht. Daher die Vermutung, mehr noch der Vorwurf, der russische Präsident stärke durch seine Offensive die Regierungstruppen von Baschar al-Assad, indem er die Widerstandskämpfer des jetzigen Regimes schwächte.

Die Lage war äußerst kompliziert, da die syrische Opposition aus unterschiedlichen Rebellengruppierungen bestand: unter ihnen radikal-islamische Gruppen wie Ahrar al-Scham sowie die Nusra-Front, die sich zu al-Qaida bekannte. Andererseits kämpften in den bombardierten Gebieten auch Einheiten, die zur Freien Syrischen Armee (FSA) zählten, einem losen

Verband Oppositioneller, die seit dem Arabischen Frühling Assad attackierten.

Bemerkenswert erschien die Tatsache, dass in der globalen Presse nur noch vereinzelt über die Kämpfe und deren Zusammenhänge berichtet wurde. Noch im November 2015, als die Terrorakte von Paris der Bedrohung eine neuartige tragische Dimension verliehen, war ein weltweiter Aufschrei durch die sozialen Medien gegangen. Die Anteilnahme schien immens, ebenso die angekündigten Vergeltungsschläge Frankreichs – ja der gesamten westlichen Welt. Jene unmenschliche Tat verängstigte nun auch Europäer, Amerikaner, einfach alle, die an Demokratie und freien Glauben appellierten. Der Krieg war vor der eigenen Haustür angelangt!

Und dennoch: Von Journalisten gesteuert, gerieten all diese Themen, wie der seit 2011 währende Krieg Syriens, für die Masse der Leser in den Hintergrund. Man kann es sogar so ausdrücken: Der Mensch stumpft mit der Zeit ab, gerade dann, wenn es um Ereignisse geht, die Hunderte, gar Tausende Kilometer von ihm entfernt stattfinden. Über Jahre hinweg ein und dieselben Meldungen in den Nachrichten. Kein Garant für hohe Auflagen. Jungfräuliche Schlagzeilen müssen gemeldet werden, die Entsetzen und Angst auslösen. Dies weckt Interesse und generiert entsprechende Einschaltquoten.

Die letzte große Headline war aus dem Frühjahr 2016. IS-Kämpfer hatten zwei Marine-Soldaten in der Nähe der Kleinstadt Mohassan im Nordosten Syriens in Gefangenschaft

genommen. Acht Tage nach der Verschleppung tauchte im Internet ein Video auf, in welchem sich drei verummumte Islamisten hinter einem in der Wüste knienden Amerikaner zeigten. Ein vierter Fanatiker, der ein großes Messer ansetzte und die Kehle des Soldaten durchschnitt, trug keine Sturmmaske. Der Junge konnte nicht älter als fünfzehn sein, dennoch säbelte er so lange am Kopf des Opfers, bis dieser abgetrennt war. Wie im Bluttausch hob der Jugendliche das rot besudelte Haupt in die Höhe, blickte direkt in die Kamera, lachte hämisch, während er kriegerische Parolen schrie. Hinter ihm wehten die drei Verummumten mit den schwarzen Fahnen des Terrors.

Weltweites Entsetzen!

Der amerikanische Präsident geriet in die Kritik und Kandidaten der kommenden Präsidentschaftswahl schlachteten die grauenhaften Bilder auf unmoralische Weise für sich aus. Die Umfragewerte der Demokraten sanken um sieben Prozentpunkte, obwohl jedem politisch interessierten Amerikaner bewusst war, dass die republikanische Partei die Streitkräfte im feindlichen Gebiet Syriens noch weiter ausbauen würde.

Eine Woche später brach das Interesse der Öffentlichkeit ab. Genauso wie bereits zuvor für den anhaltenden Konflikt in der Ostukraine, rund um die Provinzen Donezk sowie Luhansk. Gleiches galt für den Bürgerkrieg in Libyen, den der Islamische Staat mittels 21 Enthauptungen im Jahr 2015 medienwirksam für sich ausschlachtete. Ebenso ließ das

Interesse am schwelenden Krieg im Sudan und Südsudan nach, wo unter anderem 2.000 Kinder als Soldaten unterwegs waren, blutige Schlachten zu gewinnen. Irak, Kongo, Somalia, Gaza Streifen, Afghanistan, Pakistan ... Es verwundert nicht, dass in den bewaffneten Konflikten des 20. Jahrhunderts über 180 Millionen Menschen zu Tode kamen, mehr als in allen vorangegangenen Jahrhunderten zusammen. Und es war nicht der Plan, dies im 21. Jahrhundert zu ändern. Das Siegel des Roten Reiters war gebrochen.

Kapitel 13: Das dritte Siegel

Innenstadt Ouagadougou, Westafrika, November 2015

Niemand beachtete die Person, die eingehüllt in weißes Tuch die Avenue de l'Indépendance in westlicher Richtung ging. Ohne Hast wandelte die helle Mönchskutte auf das Musée de la Musique de Ouagadougou zu. Vor dem Museum nahm sie am Boden Platz. Einige Touristen, die das Museum soeben verließen, um sich zu ihrem Reisebus zu begeben, schielten im Vorbeilaufen auf jene Gestalt, die wie ein Mönch gekleidet mit tief ins Gesicht gezogener Kapuze im Schatten der Hauswand saß.

Als die Urlauber nach und nach in den klimatisierten Bus stiegen, zählte die junge Reiseleiterin, freundlich lächelnd, die mitfahrenden Gäste. 23 Personen. 24 sollten es sein. Die schlanke Französin, die seit knapp einem Jahr Ingenieur- und Agrarwesen studierte, besserte während ihres Aufenthalts in Afrika ihr Taschengeld als Stadtführerin auf und verdrehte nun, der fehlenden Person wegen, die Augen. Sie nahm die drei Stufen des Busses, trat hinaus in die glühende Hitze und lief zum Eingang des Museums. In Gedanken darüber, wo ihr fehlender Reisegast abgeblieben sein könnte, nahm sie keine Notiz von dem Sitzenden, der soeben eine Schriftrolle aus der Kutte zog.

Gerade als die Reiseleiterin die Tür zum Museum öffnen wollte, trat eine Frau Mitte sechzig, Hawaiihemd, kurze

lilafarbene Shorts sowie Sportschuhe, heraus. »Kommen Sie, Lady, Sie sind die Letzte der Gruppe, der Fahrer wartet schon!«

»Ich musste nur mal rasch, wenn Sie verstehen«, glückte die Dame und entschuldigte damit ihren kurzen Gang zur Toilette. Noch während sie zum Bus marschierten, gab die Französin dem Fahrer von außen Zeichen, dass sie nun losfahren konnten.

Sie hörten nicht das gebetartige Gemurmel der Kutte von Tod und Krankheit, sahen nicht die fahle Haut des Trägers, erkannten nicht dessen starre Augen, die gebannt die Schriftrolle fixierten. Ebenso nicht das leise Knacken, als das Siegel der Pest und Seuchen brach.

Das Zischen der sich schließenden Bustüren wurde durch die Schreie der Urlauber übertönt, die in hektischer Aufruhr an die Fenster des Busses drängten und entsetzt Augenzeugen eines dramatischen Ereignisses wurden: Die weiße Kutte des Fremden stand plötzlich in Flammen, glich einer lebenden Fackel. Keine panischen Bewegungen, kein Versuch, um sich zu schlagen oder den um sich leckenden Flammen zu entgehen. Nein, mit erhobenen Armen stand er da, starr wie eine Statue gen Himmel blickend, während das gleisende Flammenmeer um seinen Körper züngelte.

»Fahren Sie, fahren Sie«, kreischte die Touristenführerin den Busfahrer an – aus Angst, im nächsten Moment würde eine Bombe in die Luft gehen. Sie hatte die Bilder des Terrors vor Augen, die erst wenige Tage zuvor ihre Heimatstadt Paris erschüttert hatten.

Kapitel 14: 9 Monate?

Washington, D. C., 28. Juni 2016

Sandra lag mit weit gespreizten Beinen auf dem Gynäkologenstuhl. Ihr Bauch hatte eine Dimension angenommen, die es ihr unmöglich machte, im Stehen die Füße zu sehen. Bewusst fiel ihre Entscheidung auf Dr. Sisley als Frauenärztin, da sie einen exzellenten Ruf genoss; zudem war sie, ebenso wie Sandra, eine Farbige. Noch unangenehmer wäre es Sandra gewesen, wenn ein männlicher Arzt sie in derart ausgelieferter Stellung untersucht hätte.

Dr. Sisley streifte die hauchdünnen Einmalhandschuhe ab und lächelte. »Sieht alles gut aus, Sandra. Jetzt kann es nicht mehr lange dauern. Hatten Sie schon Anzeichen von Wehen?« Sandra schüttelte den Kopf. »Legen Sie sich kurz auf die Liege, dann machen wir den letzten Ultraschall.«

Sandra zog ihr Höschen an, bevor sie sich auf dem mit einem Papiertuch überzogenen Polster ausstreckte. Als Dr. Sisley das glibberige Gel der Tube pflaumengroß auf den Bauch tropfen ließ, fühlte Sandra dessen kühle Substanz. Mit der mobilen Kamera verstrich die Ärztin die gallertartige Masse und schaltete den Monitor an.

»Sehen Sie, er hat sich schon gedreht. Hier, sein Herz.« Dr. Sisley drückte einen Knopf und Sandra hörte dumpf aus dem kleinen Lautsprecher des Ultraschallgerätes die schnellen

Herztöne ihres Kindes. Geschickt vermaß die Ärztin ein letztes Mal die Größe des Kopfes, des Rumpfes, der Arme sowie der Beine. »Das wird ein Prachtexemplar, Sandra. Freuen Sie sich darauf. Wollen wir noch ein Foto machen?«

Bevor Sandra antworten konnte, sah sie das Standbild ihres Babys. Eine winzige Stupsnase mit fünf wie Shrimps aussehenden Fingern davor. Der Drucker surrte leise, als eine Minute später der farbige Ausdruck auf dem Tisch lag. Dr. Sisley reichte Sandra ein feuchtes Tuch, um den Bauch zu reinigen.

»Hätten Sie noch eine Minute Zeit, Sandra?«

Während sich Dr. Sisley die Hände wusch, knöpfte Sandra ihre weite Stoffhose zu.

Dann saß sie vor dem weißen Besprechungstisch.

»Sandra, verstehen Sie mich jetzt nicht falsch, es geht mich eigentlich auch nichts an, aber – wann sagten Sie, sei Ihr Mann verstorben?«

Sandra ärgerte sich. Hätte sie doch nichts davon erzählt, dass der Erzeuger des Kindes ihr verstorbener Mann ist. Natürlich kannte Dr. Sisley die Zeitungsartikel, ebenso die Schlagzeilen des vergangenen Jahres. »Juni 2015«, erwiderte Sandra kleinlaut und ahnte, was nunmehr kam.

»Ihnen ist bewusst, dass das nicht sein kann?«

Sandra nickte. »Durchaus, Dr. Sisley.« Sie dachte nach. Blicke sie bei der Erklärung, Stephen sei der Vater, würde ihr Dr. Sisley nicht glauben. Allerdings zu lügen, zu behaupten, sie hätte nur drei Monate nach dem Attentat in der Kirche Charlestons

mit einem anderen Mann Sex gehabt – diese Unmoral zu äußern, kam nicht infrage. Daher wagte sie den Vorstoß: »Dr. Sisley, das Thema hängt wie ein Damoklesschwert über mir. Meine ganze Familie kann rechnen.«

»Hat es jemand angesprochen?«

»Nein und ich weiß nicht, was schlimmer ist. Darüber zu reden oder es totzuschweigen.«

»Von Frau zu Frau, Sandra, mir können Sie die Wahrheit sagen. Sie sollten sogar. Ich bin Ihre Ärztin und als solche für Ihre Gesundheit sowie die des Kindes verantwortlich.«

»Dr. Sisley, ich schwöre bei allem, was mir heilig ist: Das letzte Mal, dass ich mit einem Mann geschlafen habe, war im Juni 2015. Mit meinem Mann!«

»Das würde bedeuten, dass die Schwangerschaft drei Monate verspätet eingesetzt hat oder aber Sie statt 40 Wochen 52 Wochen schwanger sind. Beides ist unmöglich.«

»Und doch ist es so.« Sandra blieb bei ihrer Ausführung.

»Hatten Sie nach dem tragischen Tod Ihres Mannes Ihre Tage?«

»Ich weiß es nicht, Dr. Sisley. Die Zeit, die Monate danach waren derart dramatisch. Ich kann es Ihnen nicht sagen.« Die Anspannung in Sandra wuchs. Von daher beruhigte Dr. Sisley ihre Patientin.

»Also, Sandra, ich glaube Ihnen. Somit haben wir es mit einer äußerst sonderbaren Schwangerschaft zu tun bei einer außergewöhnlichen Frau.« Sie lächelte Sandra an und beließ

es vorerst dabei. Die Tatsache, dass dieses Kind unmöglich von Sandras verstorbenem Mann sein konnte, war ja auch im Grunde genommen die ganz persönliche Privatangelegenheit ihrer Patientin.

»Danke, Dr. Sisley. Mir ist nur wichtig, dass mein Junge gesund zur Welt kommt.« Sandra lächelte etwas gehemmt.

»Machen Sie sich hierüber keine Sorgen. Ich werde bei der Geburt dabei sein. Das lasse ich mir mit Gewissheit nicht entgehen.«

Kapitel 15: Tafaris Reise

Tamiga, Westafrika, 2016

Akono kickte kleine Steine auf dem ausgetrockneten Weg vor sich her. Wie immer begleiteten ihn seine Freunde Bahati und Orma von der Schule nach Hause. Das durch europäische Unterstützung aus Lehmziegeln erbaute Schulhaus wurde 1993 mit einer großen Feier der knapp tausend Dorfbewohner eingeweiht. Akono war elf, Bahati ebenfalls, Orma bereits zwölf Jahre alt. Sie kannten es nicht anders, als jeden Morgen, außer sonntags, zum Unterricht zu gehen. Schreiben, Lesen, Rechnen, die englische Sprache sowie Landwirtschaft und Ackerbau zählten zu ihren Fächern, während sie die Freizeit am liebsten mit ihrem Sport, dem Fußballspielen, verbrachten.

Als Akono in die Nähe der strohgedeckten Lehmhütte seiner Eltern kam, verabschiedete er sich von den Freunden. Die etwas abseits gelegene Hütte des Kraals lag unweit der rund angeordneten Zentrumshütten des Dorfes. »Wir sehen uns. Ich bring meinen Ball mit. Wird aber später, weil ich Vater noch helfen muss.«

Die restliche Wegstrecke rannte Akono barfuß, ohne die Unebenheiten des Weges – dank der Hornhaut an den Füßen – zu spüren. Freudig stürmte er durch die halbrunde Öffnung der Behausung ins Innere. Der unbändige Hunger eines Elfjährigen musste gestillt werden, bevor man sich eiligst der Ausbesserung

des Ziegenzaunes widmen konnte.

In der Lehmhütte war es düster, da einzig durch die Eingangsöffnung sowie eine weitere, rechteckige Fensterausparung Licht in den Raum drang. Zu seiner Verwunderung lag die Mutter auf der Liege, während sein Vater kniend ihre Stirn mit einem Lappen befeuchtete.

»Ist Oluchi« – so hieß seine Mutter – »krank?«

»Ihr geht es nicht gut, Akono. Schon seit mehreren Stunden. Sie hat Fieber.«

»Was ist mit dem Zaun?«

»Der muss warten, Akono. Lauf hinüber zur Krankenstation und frag Tafari, ob er kommen kann.«

Die Krankenstation, vor drei Jahren von der UNESCO errichtet, bestand aus einer rechteckigen Lehmhütte, einem Zelt mit sechs Liegen sowie dem einheimischen Tafari, der aufgrund seiner rudimentären Grundkenntnisse der englischen Sprache durch Mitarbeiter der Organisation »Ärzte ohne Grenzen« in die medizinische Grundversorgung eingewiesen worden war. Daneben verfügte die Station über ein Auto, was im Dorf zu einer Besonderheit zählte.

Sofort lief Akono los, als er begriff, dass seine Mutter ihn weder angesehen noch begrüßt hatte. Sie lag nur da, schwer atmend, mit geschlossenen Augen. Wenige Minuten später stürmte er in das Zelt der Station. »Tafari, du musst dringend kommen! Oluchi ist krank. Sie hat nicht mal gelächelt, als ich in die Hütte kam.«

Tafari verband gerade einem Dorfbewohner die Hand. »Was hat sie, Akono?«

»Weiß nicht, aber Vater sagt, sie habe hohes Fieber. Komm mit!«

Unter Zuhilfenahme von braunem Klebeband fixierte Tafari den Verband des Verletzten, klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter und verließ das Zelt. »Warte noch, ich hole meine Tasche.«

Wenig später, bei Akonos Eltern angekommen, maß Tafari das Fieber von Oluchi sowie deren Blutdruck. Für mehr reichte seine Grundausbildung nicht. So konnte er nur mutmaßen, was der Auslöser der hohen Körpertemperatur war. »Wie lange hat Oluchi bereits so hohes Fieber?«

»Heute Morgen, als wir aufgestanden sind, ging es ihr gut. Sie klagte über Kopfschmerzen, aber es ging ihr gut«, meinte Thabo, Akonos Vater.

»Und wann kam das Fieber?«

»Das kann ich dir genau sagen: kurz nachdem Akono zur Schule ging, also um sieben Uhr. Ich war am Zaun der Ziegen beschäftigt. Sie rief nach mir – da sah ich ihre glänzenden Augen. Seitdem ist sie immer schwächer geworden und jetzt ...« Thabo sah besorgt zu seiner Frau.

»Ich kann dir vorschlagen, sie mit nach Burkina Faso in das dortige Krankenhaus zu nehmen. Da fahre ich später hin.«

»Ist es schon so weit? Fliegst du?«

»Ja, morgen Früh geht's los.« Tafari blickte voller Stolz, da er

als erster Bewohner seines Dorfes in ein fremdes Land außerhalb Afrikas kam: Amerika. Er folgte einer Einladung von »Ärzte ohne Grenzen«, die für den Flug wie auch für einen einwöchigen Aufenthalt aufkamen. Seine Aufgabe bestand darin, der großen Stadt zu berichten, was sich im Dorf seit der Unterstützung durch das Ausland alles geändert hatte. Vom Bau des Brunnens, dem Schulsystem, der neu geregelten Landwirtschaft, die es ermöglichte, dass das Dorf zum Selbstversorger wurde. Und natürlich von seiner Krankenstation.

Thabo blickte zu Akono. »Kommst du alleine klar? Ich würde gerne mitfahren, um auf Oluchi aufzupassen. Morgen Abend bin ich zurück, wenn ich jemanden finde, der mich fährt.«

Akono nickte erleichtert, dass sich sein Vater entschlossen hatte, bei der Mutter zu bleiben. Die Dorfbewohner würden sich um ihn kümmern, so war es üblich. Eigentlich wurden die Kinder nicht nur von ihren Eltern erzogen, sondern von der gesamten Dorfgemeinschaft.

Tafari stand auf und warf einen letzten Blick auf Oluchi. Er selbst könnte ihr lediglich fiebersenkende Mittel geben, aber Oluchi schien sehr geschwächt. Und das nach so kurzer Zeit?

Auf der knapp zweistündigen Fahrt ins Hospital begegneten ihnen keine weiteren Autos. Ab und an kreuzte ein Eselskarren den Weg. Ansonsten weit und breit entlang der Strecke Buschland, unterbrochen von vereinzelt stehenden Lehmhütten und Kornspeichern. Oluchi lag fiebernd auf der Rücksitzbank des Wagens, während draußen eine flirrende Hitze von 45 Grad

Celsius herrschte.

Kurz bevor sie in Burkina Faso ankamen, kontrollierte sie eine schwer bewaffnete Sondereinheit der Polizei. Tafari streckte eine in Plastik eingeschweißte Karte durchs Fenster, die ihn als Mediziner auswies, und wechselte einige Worte. Man winkte ihn durch und wenig später erreichten sie Léo, einen staubigen Marktflecken Burkina Fasos. Die sandige Straße war gesäumt von Müll sowie zerschlossenen schwarzen Plastiksäcken, deren Gestank nach verfaultem Obst und Tierkadavern ins Wageninnere drang.

Vor der Klinik, einem für diese Gegend beispiellosen Gebäudekomplex, machten sie halt. Das Gebäude, ein sandsteinfarbiger, zweiflügeliger Bau, zierten bunte Glasfenster und es verfügte neben Räumen für Ärzte und Klinikpersonal über zehn Betten und eine separate Isolierstation.

Thabo trug seine Frau durch die Flügeltüren in die Eingangshalle. Oluchi, außerstande sich zu bewegen, bekam nur schemenhaft mit, was um sie herum geschah. So schlecht war es ihr in ihrem ganzen Leben noch nie gegangen. Schmerzen peinigten sie, die sie trotz ihres einsetzenden Fieberwahns spürte.

Eine farbige Schwester mit rundem Gesicht und breiter Nase rollte ihnen eine Trage entgegen. Während Thabo an der Information die Personalien seiner Frau diktierte, folgte Tafari der Patientin, die von der Krankenpflegerin in einen Nebenraum geschoben wurde. Dort saß ein etwa fünfzigjähriger Arzt mit weißem Kittel, ein Stethoskop um den Hals.

»Seit wann hat sie hohes Fieber?«, fragte der Arzt mit besorgter Miene.

»Laut ihrem Mann seit heute Morgen.«

»Hast du ihr etwas dagegen gegeben?«

»Nein, wir sind direkt aus Tamiga hierhergefahren.«

Der Arzt nickte, während er die Entnahme von Blutproben vorbereitete. Dann wies er die Schwester an, der Infusion ein fiebersenkendes Mittel beizumischen. »Wir werden die Blutwerte testen und sie hierbehalten.«

Inzwischen war Thabo hinzugekommen; er verfolgte die Unterhaltung des Mediziners mit Tafari und beobachtete die Schwester beim Anlegen der Kanülen. Oluchi lag indes noch immer mit geschlossenen Augen auf der Krankenliege. Fein säuberlich verwahrte der Arzt die sechs mit Oluchis dunkelrotem Blut gefüllten Reagenzgläser und versah sie mit Aufklebern, die diese eindeutig identifizierten.

»Morgen wissen wir mehr. Bleibst du in der Stadt?«, fragte der Doktor.

»Ich fliege morgen und werde die Nacht wohl am Flughafen in Ouagadougou verbringen.« Tafari platzte fast vor Stolz.

»Könnte ich bei ihr bleiben?«, fragte Thabo sorgenvoll dazwischen.

»Sie können gerne die Nacht hier verbringen. Die Schwester wird Ihnen zeigen, wo Sie schlafen können und etwas zu trinken bekommen. Morgen wissen wir mehr.«

Es war kurz vor 06:00 Uhr, als sich die Sonne über das

Flughafengelände erhob. Trotz der Aufregung gelang es Tafari, in der Wartehalle ein wenig zu schlafen. Sein Gepäck, ein hellbrauner, in Kunstleder gefasster Koffer, hatte er bereits am Abend eingecheckt. So musste er nur noch zu Gate 9, um die Maschine zu erreichen.

Punkt 07:15 Uhr spürte er, wie sein Körper in den Sitz der United Airline gepresst wurde. Über 10.000 Kilometer Flugstrecke lagen vor ihm. Im Direktflug wären es knapp 9.500 gewesen, doch für seinen Flug war eine Zwischenlandung in Brüssel (Ankunftszeit 14:17 Uhr Ortszeit) eingeplant. Dummerweise hatte er dort fünf Stunden Aufenthalt, sodass die Ankunft in New York für 22:25 Uhr angekündigt war. Danach flog die Maschine mit den restlichen Fluggästen weiter zum endgültigen Ziel: Miami.

Die Boeing 767-300 fasste knapp 200 Sitzplätze, wovon einige im hinteren Bereich unbesetzt blieben. Neben Tafari saß eine ältere Dame mit hellem, violett gefärbtem Haar, welches trotz Dauerwelle einen dünnen, eingefallenen Eindruck machte. Eigentlich müsste sie bereits ergraut sein, dachte Tafari, als er sie unbemerkt von der Seite anblinzelte. Sie trug eine braune Safarihose, weiße Bluse, Sportschuhe. Ihr Gesicht war stark geschminkt, wie Tafari befand, was vorrangig an dem dick aufgetragenen roten Lippenstift sowie den mit grüner Farbe bemalten Augenlidern lag. Sowohl ihre Hände als auch das Gesicht waren faltig; braune Altersflecke zierten die Handrücken. Es störte Tafari nicht, dass die Dame geringes

Interesse an ihrem Sitznachbarn zeigte. Außer einem kurzen Lächeln, als sie ihren Platz gefunden hatte, nahm sie weiter keine Notiz von ihm. Dies änderte sich, nachdem sie den dritten Whisky bei der Stewardess bestellt und den Plastikbecher, wie die beiden anderen zuvor, in einem Zug geleert hatte.

»Sprechen Sie Englisch?«, fragte die Alte, als sie bereits über zwei Stunden in der Luft waren.

»Ja, ein wenig«, erwiderte Tafari und wandte den Blick vom runden Bullauge weg der Lilahaarigen zu.

»Sie müssen nicht denken, dass ich immer so viel trinke, aber ich leide unter schrecklicher Flugangst. Ungewöhnlich für eine New Yorkerin, meinen Sie nicht auch?«

»Gewiss.«

»Ich bin froh, dass Sie so schlank sind. Auf dem Hinflug vor einer Woche saß eine fürchterlich dicke Frau neben mir. Sie hat gar nicht gut gerochen.«

Tafari lächelte in der Hoffnung, nicht selbst einen üblen Geruch an sich zu haben. Immerhin trug er seine Kleidung schon seit zwei Tagen, ohne die Möglichkeit gehabt zu haben, im Flughafengebäude zu duschen.

»Wissen Sie, welcher Film gezeigt wird?«, fragte die Lilahaarige weiter.

»Nein, doch vor Ihnen liegt ein Programmheft. Da steht es, glaube ich, drin.«

»Ach Gott, natürlich. Daran hab ich alte Dame mal wieder nicht gedacht.« Sie kramte in dem Netz, das an der Rückenlehne

des Vordersitzes angebracht war, und studierte die Bordzeitung.

Tafari blickte wieder in den strahlenden Himmel, der hellblau leuchtend über, neben und unter ihm zu sehen war. Zum ersten Mal in seinem Leben spürte er ein erhebendes Gefühl von Freiheit. Mit geschlossenen Augen malte er sich aus, wie es in New York sein würde. Die hohen Häuser. Er hatte bereits Bilder davon gesehen, doch schien es ihm unmöglich, in einem dieser Wolkenkratzer im hundertsten Stockwerk zu wohnen. Wie lange man da wohl braucht, um nach unten auf die Straße zu kommen? Die Straßen! Es müssen geteerte Wunderwerke sein. Nicht wie in Afrika, wo sie aus kilometerlang platt gewalztem Wüstensand bestehen. Über diesem Gedanken schlief er ein.

Sein Schlaf sollte nicht lange währen, denn die Sitznachbarin hantierte mit ihren knöchrigen Fingern eine halbe Stunde später neben ihm an der Armlehne, um den Stecker ihres Kopfhörers unterzubringen. Freundlich bot er Hilfe an, nahm selbst seinen Ohrhörer und sah sich gemeinsam mit vielen anderen Fluggästen den Spielfilm an.

Gegen Mittag verspürte er den Drang, die Toilette aufzusuchen; auch fröstelte er wegen der niedrigen Temperaturen der Klimaanlage. So drängelte er an den kurzen Beinen der Alten vorbei, nahm seine Jacke aus dem über den Sitzen angebrachten Staufach und lief geradewegs den Gang Richtung Cockpit. Die Kühle des Fliegers kratzte in seinem Hals, obendrein begann die Nase zu triefen. Hätte ich mir doch die Jacke schon vorher angezogen, schimpfte Tafari mit sich. Er

war andere Temperaturen gewöhnt – nicht die der klimatisierten Räume.

Als die Toilette frei wurde, quetschte er sich durch die enge Tür. Beim Waschen der Hände hatte er anfänglich Schwierigkeiten. Dem Wasserhahn fehlte der Regler zum Drehen! Doch wie von Zauberhand lief das Wasser, sobald seine Hände in die Nähe des Hahns kamen – zog er sie zurück, hörte auch der Wasserhahn mit der Arbeit auf. Erstaunt über diese Technik, putzte er sich anschließend mit einem Papiertuch aus der Spenderbox die Nase. Dann schlenderte er zurück zu seinem Platz. Dabei drückte er sich an einer netten Stewardess vorbei, die ihn freundlichst anlächelte.

Kaum hatte er seine Sitzposition, über die Alte hinweg, eingenommen, musste er niesen. »So ein Mist«, fluchte er leise und hoffte, wegen dieser Temperaturen nicht krank zu werden. »Das würde mir noch fehlen!« Er wühlte in den Taschen seiner Jacke und der Hose, doch es fand sich kein Taschentuch.

Die niedliche Dame neben ihm bemerkte das Malheur und wedelte freundlich mit einer Packung Papiertaschentücher. »Ich kenne das, junger Mann. Regelmäßig habe ich Halsschmerzen, wenn ich aus diesen arktischen Temperaturen der Flieger aussteige. Ein Grund mehr, der für meine Flugangst spricht. Finden Sie nicht auch?«

Tafari nickte zustimmend und lächelte dankbar. Die Jacke spendete zwar wohlige Wärme, seine Nasenspitze jedoch blieb eiskalt. Gleich darauf hörte er ein »Ping«, als rote Signallampen

über den Sitzreihen Anweisungen erteilt, die Sicherheitsgurte anzulegen.

»Ladys und Gentlemen, wir befinden uns im Anflug auf Brüssel. Aufgrund der guten Wetterlage und des Rückenwindes werden wir circa zehn Minuten vor der geplanten Ankunftszeit landen. Die Temperaturen in Brüssel betragen ...«

Kapitel 16: Er soll Chris heißen

Washington, D.C., 7. Juli 2016

Dr. Sisley starrte auf das zwischen den gespreizten Schenkeln Sandras liegende Neugeborene. Fassungslos sah sie kurz in die strahlenden Augen der tapferen Mutter, auf deren dunkelhäutiger Stirn Schweißperlen glänzten. Sie griff zur Atemmaske und setzte diese sanft über Nase wie auch Mund des Säuglings. Ein tiefer Atemzug presste sich in dessen Lunge. Dann durchtrennte Dr. Sisley die Nabelschnur und versorgte den Wurmfortsatz am Bauch des Babys mit einer Klemme.

»Ist alles in Ordnung?«, hauchte Sandra sichtlich erschöpft.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Sandra. Alles bestens.«

Wie, ich soll mir keine Sorgen machen?, dachte Sandra, während ein ungutes Gefühl in ihr aufstieg. »Was ist mit meinem Baby?«, fragte sie unsicher.

»Es ist alles okay, Sandra. Wir führen nur noch den APGAR-Test an Ihrem Kind durch. Ganz so, wie wir es besprochen haben.«

»Was ist mit ihm?«, wurde Sandra lauter.

»Beruhigen Sie sich, Sandra. Sie werden den Kleinen gleich in den Armen halten. Nur noch ein wenig Geduld.« Dr. Sisley griff zu einem großen weißen Tuch aus Leinen und wickelte den Säugling darin ein. Dann reichte sie das Paket der Hebamme, die in den rückwärtigen Teil des Entbindungszimmers verschwand.

Sandra streckte ihren Kopf nach hinten, doch die Hebamme glitt aus ihrem Sichtfeld. »Was ist mit meinem Kind?«, schrie die junge Mutter jetzt hysterisch. »Was machen Sie mit ihm?«

Ihre Schwägerin Janette, die ebenfalls zur Geburt im Zimmer war, fasste beruhigend Sandras Hand. »Mach dir keine Sorgen, Liebes, es wird alles gut.«

Sandra erkannte an Janettes Gesichtsausdruck, dass es sich hier nur um eine Besänftigung handeln konnte. »Wo ist mein Baby?«, kreischte sie, während Tränen in ihre Augen schossen. Sie drehte sich von einer Seite zur anderen in der Hoffnung, irgendetwas erhaschen zu können.

»Bleiben Sie ruhig, Sandra. Wir machen den APGAR-Test und schon haben Sie Ihren Sohn bei sich«, beschwichtigte Dr. Sisley erneut.

»Was für einen Scheißtest?«, schrie Sandra.

»Das haben wir doch besprochen. Das ist die Erstuntersuchung der Atmung, der Herzfrequenz, der Muskelbewegung sowie der Reflexe. Erinnern Sie sich?«

Der natürliche Instinkt der Mutter sagte Sandra, dass überhaupt nichts in Ordnung war. Wild entschlossen stützte sie sich im Entbindungsbett auf ihre Unterarme.

»Halten Sie sie«, wies Dr. Sisley, die eine Spritze in der Hand hielt, Janette an. »Ich gebe Ihnen ein Beruhigungsmittel, Sandra. Das wird Ihnen guttun.«

Kreischend wand sich Sandra unter den Händen ihrer Schwägerin, als Dr. Sisley die Spritze in die Vene setzte. »Ich will

nicht ... Ich will meinen Sohn!«, brüllte Sandra, als die Wirkung des Medikaments sekundenschnell einsetzte. Die Geräusche um Sandra herum wurden gedämpft, die Personen schienen wie in Zeitlupe zu agieren. »Was, was ist mit meinem Baby?«, hauchte sie. Ihre Lider wurden tonnenschwer und schlossen sich.

Sie wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, als sie erwachte. Wie in Watte gebettet, erkannte Sandra, dass sie noch immer auf dem Bett des Entbindungszimmers lag. Ihre Schwägerin saß neben ihr und hielt ihre Hand.

»Janette, was ist ...«

»Ganz ruhig, du hast nur ein wenig geschlafen.«

Eine kurze Pause folgte, die Sandra wie eine Ewigkeit vorkam.

»Dr. Sisley, sie ist jetzt wach«, meinte Janette.

Von hinten trat die Ärztin ans Bett. »Sandra, schön, dass Sie sich beruhigt haben. Ihr Sohn ist kerngesund. Allerdings werden Sie sich ein wenig an seine Hautfarbe gewöhnen müssen.« Dr. Sisley lächelte zaghaft.

»Sie meinen, er ist nicht ...«

»Nein, ist er nicht. Sehen Sie.«

Neben der Frauenärztin erschien die Hebamme mit dem in weißes Tuch gehüllten Neugeborenen. Behutsam hob Sandra den Blick und sah auf das Bündel, welches in der rechten Armbeuge der Schwester lag. Sie betrachtete das Gesicht ihres scheinbar schlafenden Sohnes, der wie in eine Mönchskutte eingehüllt war. Der Teint des Säuglings unterschied sich nur geringfügig

vom bleichen Leinentuch. Helle, zartrosa Bäckchen, eine blasse Stirn, in die einige Haarsträhnen hellblonden, fast schlohweißen Haares fielen. Auch die vollen Lippen des milden Mundes gingen in die wolkenfarbige Haut über. Plötzlich zitterten die Lider, dann hoben sie sich vorsichtig, bis die Augen vollständig geöffnet waren. Hellblau und mit Rot durchzogen fixierten sie geradewegs Sandras wässrigen Blick. Während sich die Iris seiner Augen zusammenzog, strahlten die sonst schwarz erscheinenden Pupillen in leuchtendem Rot. Die Befürchtung, dass Sandra beim Anblick ihres Sohnes erschrecken könnte, erwies sich als unbegründet. Jener Blick, der in die Tiefe der Mutter drang, ein Gefühl von unermesslicher Wärme und Güte vermittelte, ließ sie unversehens lächeln. »Wie schön er ist«, sagte sie warmherzig und die bedingungslose Liebe der Mutter schwang in ihren Worten mit. Sandra streckte die Hand aus.

»Entzückend stämmig«, lächelte Janette.

»Wie soll er denn heißen?«, fragte Dr. Sisley.

»So wie sein Vater – Chris.«

Sandra blickte erschöpft zur Seite und spürte die freudige Anspannung, als die Hebamme ihr den 3.470 Gramm schweren Jungen auf den Bauch legte. »Gibt es irgendwelche gesundheitlichen ...« Sandra hob fragend den Kopf, während die Hände zärtlich auf dem Säugling ruhten.

»Nein, keine. Wir sprechen hier von menschlichem Albinismus. Er ist etwas ganz Besonderes!«

Freudentränen liefen über Sandras Wangen.

»Wir werden Sie anschließend aufs Zimmer bringen. Dann haben Sie Zeit, zu schlafen. Es wird Ihnen guttun.«

»Und mein Sohn?«

»Keine Angst. Er ist bestens versorgt. Sobald Sie aufgewacht sind, wird er Ihnen gebracht.«

»Wenn du wach bist, werden auch wir da sein«, versicherte Janette ihrer Schwägerin. »Ich fahre jetzt gleich zu Marc und wir werden alle informieren, dass das neue Familienmitglied auf der Welt ist.« Janette streichelte Sandra über die verschwitzte Stirn.

Während seine Mutter in ihrem Zimmer schlief, lag Chris in einem der gläsernen Bettchen der Babystation. Aufmerksam wanderten seine roten Augen von einer Seite zur anderen. Intensiv betrachtete er die Säuglinge, welche neben ihm in ihren durchsichtigen Säuglingsbetten lagen.

Kapitel 17: Zwischenlandung Brüssel

Brüssel, 2016

Mit einem heftigen Ruck, der durch die ganze Maschine ging, setzte die Boeing 767-300 auf der Landebahn des Flughafens Brüssel-Zaventem, zwölf Kilometer vom Zentrum Brüssels entfernt, auf. Die Passagiere wurden gebeten, sitzen zu bleiben, bis das Flugzeug die endgültige Parkposition eingenommen hatte. Anschließend drängten 147 Fluggäste durch den engen Kabinengang nach draußen.

Als Tafari die Ankunftshalle musterte, überlegte er, den Aufenthalt zu nutzen, um Brüssel zu erkunden. Es war kurz vor halb drei Uhr nachmittags und so blieben ihm hierfür gute vier Stunden, bis er wieder am Flughafen sein musste und die Maschine um 19:30 Uhr zum Weiterflug Richtung New York abheben würde.

Tafari staunte über die Größe des Flughafengebäudes, welches in mehrere Stockwerke unterteilt war. Er befand sich im Ankunftsbereich des unteren Geschosses. Farbige Hinweistafeln markierten den Weg, um den Bahnhof, die Taxistände oder Bushaltestellen zu finden. Mittels einer Rolltreppe gelangte er in den oberen Flughafenkomplex, der neben Läden und Boutiquen auch Schnellrestaurants sowie Cafés beherbergte. Für Tafari war dies Stadt genug und er beschloss, die Wartezeit hier zu verbringen.

Staunend schlenderte er von Schaufenster zu Schaufenster, überwältigt von der Fülle an ausgelegten Waren wie Kleidung, Bücher, Schuhe etc. Noch mehr faszinierten ihn die Preise der angebotenen Artikel und er grübelte, wie viel die westliche Welt wohl verdienen mochte, um sich Derartiges leisten zu können. Tausende Personen um ihn herum bewegten sich wie Ameisen im Fluss hektischen Treibens.

Sein Blick fiel auf eines der großen englischsprachigen Werbeplakate. Eine wunderschöne Frau strahlte neben der Werbebotschaft, dass sie gesund abgenommen habe – dank des Produktes, welches sie lächelnd in Händen hielt. Belustigt schüttelte Tafari den Kopf, während er darüber sann, mit welchen Themen die Menschheit in diesem Land konfrontiert war. Er nahm sich fest vor, dies in den Vortrag für New York einfließen zu lassen. In seinem Dorf würde keiner, nicht einmal der Ältestenrat, auf diese Idee kommen – nein, man wusste überhaupt nicht, dass es Diätprodukte gab. Die zentrale Aufgabe der Dorfgemeinschaft bestand darin, Wasser zur Verfügung zu stellen, um nicht zu verdursten, beziehungsweise die Felder für das Wachsen des Korns zu versorgen. Das machte die Gemeinde reich – und glücklich.

Durch den Geräuschpegel der Lautsprecherdurchsagen wie auch der wirr durcheinanderredenden Menschen in Sprachen, die er nicht verstand, gelangte sein Geist wieder ins Hier und Jetzt. Als er erneut ein Werbeschild sah, hatte er endlich etwas vor Augen, das ihn an Burkina Faso erinnerte: McDonald's!

Zufrieden, dieses Lokal zu kennen, ging er hinein, bestellte zwei Hamburger, Pommes und Cola. Gesättigt, ausgestattet mit einem Stapel Servietten, die er heimlich in der Jackentasche verschwinden ließ, wagte er sich wieder in das Getümmel der vielen Reisenden.

Nach wie vor zwickte es in seiner Nase und es ärgerte ihn, dass er tatsächlich einen Schnupfen bekam. Immer wieder unterdrückte er den aufkeimenden Niesreiz, schiefte in die Papierservietten, bis er schließlich in einer Drogerie drei Packungen Papiertaschentücher kaufte, welche vorerst reichen sollten.

Eines der Päckchen war aufgebraucht, als er zwei Stunden später an Gate 2 anstand, um in seine Maschine zu kommen. Kurzer Check des Flugtickets und schon lief er über die Gangway der mobilen Fluggastbrücke zur Einstiegs Luke der Boeing. Dann saß er aufs Neue neben dem Bullauge seines Platzes – gespannt auf den Weiterflug Richtung New York. Dieses Mal war die Maschine bis auf den letzten Sitzplatz gefüllt.

Kapitel 18: Zu Hause

Washington, D. C., 12. Juli 2016

Marc holte seine Schwägerin aus der Klinik ab. Vorsichtig platzierten sie zu zweit den Säugling in den dafür vorgesehenen Kindersitz, der auf dem ledernen Beifahrerplatz verankert war.

»Ich würde gern vorne bei Chris sitzen«, schmollte Sandra, als sie hinten im Wagen einstieg.

»Dann musst du fahren oder eben so lange durchhalten, bis wir zu Hause sind.«

Zwischen Fahrer- und Beifahrersitz vorgebeugt, betrachtete Sandra ihren Sohn, der mit dem Gesicht gegen die Fahrtrichtung ihr zugewandt saß. »Schau mal, er lächelt mich an«, freute sich Sandra und blickte in die wachen, roten Augen des Babys.

»Er wird froh sein, so eine tolle Mutter zu haben. Zweifellos überlegt er gerade, wie er dich die nächsten Monate drangsalieren kann.« Marc lachte.

»Ach du, er ist bestimmt auf sein Schwesterchen gespannt und wie sein Zimmer aussieht«, orakelte Sandra.

»Klar doch – und wie die Redskins dieses Jahr den Super Bowl gewinnen«, ergänzte Marc.

Als sie die Auffahrt zu Sandras Villa hochfuhren, sah sie schon von Weitem das Transparent, welches über der Eingangstür gespannt hing: »WELCOME HOME, CHRIS«

»Ihr seid ja süß«, gluckste Sandra.

»Sie kommen«, rief Fredrik, nahm Olivia, die Meira trug, bei der Hand und folgte den anderen – Rachel, Elias im Rollstuhl, Janette und Lea – nach draußen.

»Hey, das volle Empfangskomitee«, staunte Sandra, als sie das neue Familienmitglied vom Sicherheitsgurt erlöste. »Schau mal, Chris, da wohnen wir und das hier ist deine buckelige Verwandtschaft«, scherzte sie.

»Ich werde dir was geben, von wegen buckelig«, erwiderte Rachel, um sich dann im Flüsterton an ihren Enkel zu wenden: »Ich habe schon den Willkommenskuchen vorbereitet.«

Chris blickte mit dicken Backen und weißblondem Haarflaum aufgeregt von einer Seite zur anderen, während Sandra ihn im Arm hielt. »Ich weiß gar nicht, was ich zuerst machen soll«, meinte diese. »Ist ungewohnt, jetzt mit zwei Kleinen.«

»Dann gehen wir als Erstes nach drinnen und legen ihn hin. Ich habe schon das Bettchen an den Esstisch gefahren, dann kann er uns beim Kaffeetrinken zusehen.« Olivia schien überglücklich. Jetzt war sie bereits zum dritten Mal Oma geworden, auch wenn sie sich längst nicht so alt fühlte.

Die Tatsache, dass Chris als Albino äußerlich vom Standard abwich, löste bei niemandem der Familie Unbehagen aus. Ganz im Gegenteil: Er war der Sohn seines verstorbenen Vaters und somit von Haus aus etwas ganz Besonderes.

Kapitel 19: Das Virus

Léo, Burkina Faso, 2016

Dr. Jamal Guambo war seit fast dreißig Jahren Arzt und hatte als junger Mann in Frankreich an der Universität Joseph Fourier Grenoble Medizin studiert. 2011 wechselte er als leitender Chefarzt in die Klinik nach Léo. Seine Domäne waren Viruserkrankungen und so wurde er 2014 zu einem Spezialteam hinzugezogen im Versuch, die damals drohende Ebola-Pandemie in Afrika einzudämmen. Innerhalb nur eines Jahres erkrankten mehr als 28.000 Menschen, über 11.000 starben. Der sogenannte Indexfall, also der Beginn der Epidemie, wurde im Südosten Guineas 2013 bekannt gegeben. In den darauffolgenden Monaten breitete sich das Virus auf die benachbarten Länder Sierra Leone, Liberia, Nigeria, Mali sowie den Senegal aus, bis er letztendlich Ende September 2014 in den USA nachgewiesen wurde. Spanien wie auch England folgten. Nur durch den Einsatz von Spezialteams unter Leitung der Weltgesundheitsorganisation WHO konnte eine Pandemie Ende 2014 verhindert werden. Oftmals wäre die in der Fachsprache Dissemination genannte Verbreitung nicht in so rasantem Tempo vorangeschritten, hätten sich Angehörige der Ebola-Erkrankten korrekt verhalten. Auch heute noch war das Verständnis, Leichen seuchengerecht zu entsorgen, nicht in die Köpfe der Bevölkerung gedrungen.

Es war bereits spät am Abend – Dr. Guambo hatte seit zwanzig Stunden keinen Schlaf mehr gefunden. Nachdem er die Hände gewaschen hatte, klatschte er sich kühles Wasser ins Gesicht und betrachtete die müde glänzenden Augen im Spiegel. Er würde nochmals nach der neuen Patientin sehen, um dann für ein paar Stunden zu schlafen.

Oluchi lag reglos im Krankenbett. Die Flüssigkeit des Infusionsbeutels tropfte in gleichmäßigem Takt durch die Kanüle. Dr. Guambo fühlte mit der Hand ihre Temperatur. Unnötig, ein Thermometer zu verwenden. Auch ohne erkannte er, dass sie noch immer heiß war. Im Krankenblatt las er 39,8 Grad Celsius, den Wert der letzten Messung. Zudem war der Blutdruck erhöht, was ihrer Körpertemperatur geschuldet sein konnte. Erst einmal schien sie versorgt. Näheres würde zuverlässig ihr Blutbild ergeben, dem er sich noch heute Nacht widmen wollte. So verließ er die Krankenstation, um sich wenig später auf dem Sofa des Arbeitszimmers, welches schon viele Nächte als Nachtlager gedient hatte, auszuruhen.

Verstört drehte er sich zur Seite, als die Krankenschwester aufgeregt an seiner Schulter rüttelte. »Dr. Guambo, wachen Sie auf. Dr. Guambo!«

»Was ist? Wie spät ist es?«

»Kurz nach 23:00 Uhr. Kommen Sie, schnell!«

Die Schwester eilte voraus, während Dr. Guambo an ihren Fersen hing. Als er Oluchi sah, lief es ihm eiskalt über den Rücken. »Wir müssen sofort isolieren. Sperren Sie den gesamten

Trakt ab. Keiner darf mehr hinein oder hinaus.«

Er löste die Bremsen des Bettes und schob Oluchi mit dem Infusionsständer aus dem Krankenzimmer durch den schmalen Gang zur Isolierstation. Diese bestand aus einer zweigeteilten Schleuse, deren Ende in vier voneinander getrennte, fensterlose Zimmer mündete. Das filtergesteuerte Belüftungssystem versorgte die Räume mit dem unverzichtbaren Sauerstoff und ließ keine ungefilterte Luft nach außen dringen.

Sobald das Bett von Oluchi fixiert war, trat er aus dem Isolierraum und traf weitere Sicherheitsvorkehrungen. Zuallererst erhielt die Schwester notwendige Anweisungen, die Krankenstation zu isolieren sowie die Desinfektion aller Räume einzuleiten. Ferner musste er Meldung an das Zentralbüro für Viruserkrankungen machen. Er besaß genügend Erfahrung, um nervös zu erahnen, was ihn nun erwartete. Am Blick der Schwester erkannte er deren Angst und so versuchte Dr. Guambo ein sicheres »Ich habe alles im Griff«-Auftreten zu vermitteln.

Im Anschluss betrat er die Schleuse der Isolierstation, zog sich einen der weißen Schutzanzüge an, stülpte die Atemschutzmaske über und schlüpfte in spezielle undurchlässige Handschuhe. Schweiß rann ihm an den Augenbrauen entlang, als er abermals vor Oluchi stand. Aus Augen, Nase und Mund sickerte Blut und hatte bereits das dünne Kopfkissen rot gefärbt. Jetzt zitterte ihr ganzer Körper. Er musste verhindern, dass sie wegen des Flüssigkeitsverlustes unter Schock geriet und Blut durch die Atemwege in die Lunge gelangte. Vorsichtig hob er die befleckte

Decke in die Höhe und seine Vorahnung wurde zur Gewissheit – Blut im gesamten Beckenbereich, ausgetreten durch ihre Genitalien. Ein weiterer Hinweis, der den Verdacht auf Ebola verstärkte. Er drückte den Knopf des Wandmikrofons und wies die Schwester an, Konserven der Blutgruppe A positiv in der Schleuse zu deponieren. Die knappe Rückmeldung vernahm er mittels des Lautsprechers, der Teil der Sprechanlage war.

Die Kranke glühte. Kurz überlegte er, das Medikament Favipiravir zu verabreichen, an dessen Tests er letztes Jahr beteiligt war. Hierbei handelte es sich um ein japanisches Grippemittel, welches in einigen Fällen den Verlauf von Ebola-Symptomen zum Stillstand brachte. Ein schwaches Signal, jedoch kein klinisch untermauerter Befund. Weiter stand ihm VSV-EBOV zur Verfügung. Ein experimenteller, rekombinanter Impfstoff. Ein leiser Fluch entfuhr ihm. Hätte er keine Ruhepause eingelegt, sondern wäre direkt ins Labor gegangen, hätte er lebenswichtige Stunden gewonnen. Hätte, wäre, wenn! Jetzt war er dazu verdammt, ihr den Blutverlust mit Fremdblut auszugleichen – Weiteres ergäbe sich im Labor. Er tastete Oluchis Bauch ab. Dieser zeigte Verhärtungen, was auf innere Blutungen im Bereich der Leber und Milz hindeutete. Sein schlimmster Albtraum wurde soeben Realität.

Nachdem die Blutkonserven sowie weitere fiebersenkende Infusionen an Oluchi angebracht waren, verstaute er in der Schleuse den Schutzanzug einschließlich der Kleidung in dem dafür vorgesehenen luftdichten Behältnis. Anschließend betrat

er nackt eine Dusche mit speziellen Brausedüsen, welche seinen Körper desinfizierten. Durch eine zweite Sicherheitstür trat er in den Vorraum. Aus einem Spind entnahm er Unterwäsche, eine grüne Stoffhose, ein grünes Shirt sowie Synthetik-Clogs. Ohne Umwege suchte er das Labor auf. Dort standen fein säuberlich aufgereiht die Reagenzgläschen, gefüllt mit Oluchis Blutproben.

Nach knapp zwei Stunden gewann er Klarheit durch die Polymerase-Kettenreaktion, kurz PCR genannt. Die müden Augen Dr. Guambos starrten auf das Ergebnis des Monitors. Das, was sich vor ihm auftat, jagte ihm einen derartigen Schrecken ein, als würde eine 38er mit gespanntem Abzug direkt an seine Stirn gehalten. Die fadenförmige Gestalt des Virus wand sich erhaben auf dem Bildschirm und schien verknotet zu sein. Der Durchmesser betrug konstant 80 Nanometer, üblich für diese Virusgattung. Nur die Länge des Fadens, normalerweise zwischen ein und vier Mikrometern, passte mit über sechs Mikrometern nicht zu den bekannten fünf Gattungen des Ebolavirus. Sie glich weder dem Taï-Forest-Virus, dem Sudan-Virus, Zaire-Ebolavirus, dem Reston-Virus noch dem Bundibugyo-Virus. Was die Blutprobe zutage förderte, war eindeutig die Entdeckung eines neuen viralen »Wesens«. Er fühlte sich wie ein Tiefseetaucher, der plötzlich in Tausenden von Metern eine neue, unbekannte Spezies erblickt. Und ebenso lief er gerade Gefahr, in einen tiefenrauschähnlichen Zustand zu verfallen. Er speicherte die digital angezeigten Bildschirmhalte und verfasste eine Mail, wie es die Seuchenvorschriften

vorsahen. Diese Mail, so war er sicher, würde Wellen schlagen und spätestens in einer Stunde im Büro der WHO, der Weltgesundheitsorganisation mit Sitz in Genf, einer Bombe gleich einschlagen.

Dr. Guambo rannte nach draußen. Er fand die Nachtschwester, die unter Hilfe einer Putzkraft das Krankenzimmer mit den von sieben Patienten belegten Betten desinfizierte. »Ist die Klinik abgeriegelt?« Die Schwester sah ihren Chef furchtsam an und nickte. Mit Blick auf die Reinigungskraft forderte Dr. Guambo noch einmal: »Keiner verlässt die Klinik. Keiner! Wo ist Oluchis Mann?«

»Im Wartezimmer. Ich denke, er schläft«, antwortete die Krankenpflegerin.

Ohne Zeit zu verlieren, lief Dr. Guambo den Flur entlang zum Warteraum. Thabo lag auf dem Boden, zitternd, das Bewusstsein verloren. Inmitten einer roten Lache aus Blut, welches aus Augen, Nase und Mund rann.

Das Siegel des Fahlen Reiters war gebrochen.

Kapitel 20: Ziel New York

New York, 2016

Tafari hatte schon der Flughafen in Brüssel beeindruckt. Doch jetzt fand er keine Worte, die seine Eindrücke und Gefühle beim Anblick des John F. Kennedy International Airports auch nur annähernd wiedergeben würden. Die Dimension des Flughafenareals, die vielen Menschen sowie der Geräuschpegel, den diese verursachten, überwältigten ihn. Nachdem er seinen Koffer auf dem Förderband gefunden hatte, suchte er den Weg zu jenem Ausgang, der ihm als Treffpunkt vorgegeben war. Kurz hatte er sich verlaufen, doch eine nette Stewardess wies ihm die korrekte Richtung.

Vor den großen Glastüren, welche sich selbstständig öffneten, drängelten reihenweise gelbe Taxis, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, laut hupend die beste Parkmöglichkeit zu ergattern, um gleichzeitig hektischen Fahrgästen Platz zu bieten. Obwohl es bereits nach Mitternacht war, stand die schwüle Luft still über dem Areal wie unter einer riesigen Käseglocke. Es waren bei Weitem nicht die gewohnten Temperaturen der Heimat, dennoch schwitzte Tafari und er fühlte die aufkeimende Grippe.

Da sah er es. Das Schild mit seinem Namen darauf. Ein Blondschoopf um die zwanzig hielt es in die Höhe, während er suchend durch die von Straßenlaternen und Scheinwerfern

erhellte Nacht in die Menge der Passanten spähte. Ihre Blicke kreuzten sich und am Lachen Tafaris erkannte der Junge in Collegejacke, dass er gefunden hatte, wonach er suchte.

»Tafari Ballo?«

»Ja.«

»Ich bin Milton. Wenn Sie möchten, können wir gleich ins Hotel fahren. Mein Wagen steht dort drüben.« Milton nickte mit dem Kopf in Richtung eines großen Parkplatzes.

Den Koffer hinterherziehend, folgte Tafari dem Blondem, der vermutlich sein Taschengeld durch die Abholung aufbesserte. Sie luden das Gepäckstück in den Kofferraum des VW Golfs und Tafari stieg neben Milton ein.

»Wie war der Flug, Mr. Ballo?«

»Lang und ich habe mir einen Schnupfen geholt. Die Klimaanlage im Flugzeug war fürchterlich.«

»Ja, das kenne ich. Morgen geht es Ihnen bestimmt besser. Ein Bad im Hotel und ein paar Stunden Schlaf wirken Wunder.«

Tafari hörte kaum die Worte des Fahrers – er starrte fasziniert aus dem Fenster, bis sie die N Conduit Avenue entlangfuhren. Das unfassbare Lichtermeer in der Ferne formte die Skyline von New York. Milton bemerkte die Faszination, die den Besucher erfasst hatte, und störte diesen nicht weiter. Ihm war es ganz recht, um diese Zeit nicht den Alleinunterhalter spielen zu müssen.

Über die Atlantic Avenue erreichten sie dreißig Minuten später die Sands Street, die direkt auf die Brooklyn Bridge führte.

Jetzt war der Zeitpunkt, da Tafari nicht mehr still sitzen konnte.

»Sehen Sie nur, diese Brücke, die Häuser, die vielen Lichter!«

»Toll, was?«, lächelte Milton im Versuch, sich in den farbigen Fahrgast zu versetzen. »So was gibt es bei Ihnen nicht, habe ich recht?«, fragte Milton. Tafari schüttelte verzaubert den Kopf. »Na, warten Sie erst mal ab, wenn Sie morgen am Time Square stehen. Es wird Sie umhauen. Noch ein paar Minuten, dann sind wir am Hotel.«

Ein Niesen unterbrach das Staunen Tafari und er kramte nach seinen Taschentüchern.

Kurz darauf kamen sie am Hampton Inn, in Soho Manhattan, an. Direkt vor dem Eingang parkte Milton den Wagen. »Ich bringe Sie noch rein«, bot er sich an und trug den Koffer, gefolgt von Tafari, in die Lobby. Nach dem Check-In verabschiedete sich der Chauffeur: »Gegen 11:00 Uhr würde ich Sie abholen. Ist das in Ordnung?«

»Ganz recht«, meinte Tafari, hob zum Abschied die Hand und verschwand im Aufzug Richtung zwölftes Stockwerk.

Kapitel 21: Die Nacht im Hotel

Mit der Plastikkarte, die ihm der Portier ausgehändigt hatte, gelang es Tafari nach etlichen Versuchen, die Hotelzimmertür zu öffnen. Umständlich zwängte er den Koffer vor sich durch den Eingang. Im Raum befanden sich neben einem Doppelbett ein Tisch, ein Stuhl, ein Fernseher sowie ein Kleiderschrank. Eine schmale Tür, rechts im winzigen Flur, führte ins Badezimmer. Über dem Waschbecken flackerte, sobald man eintrat, automatisch eine Leuchtstoffröhre, bis sie das Bad in weißes, künstliches Licht tauchte. Im Spiegel betrachtete er seine fiebrig glänzenden Augen, die von geplatzten Äderchen durchzogen waren.

Tafari ließ die Jacke auf den Badezimmerboden fallen, streifte die Schuhe ab, ging zurück ins Zimmer und ließ sich aufs Bett sinken. Er kannte das Gefühl des Fiebers, die schwindelnde Empfindung, dass gewiss gleich Knie und Beine nachgeben würden, wie auch den getrübbten Blick, der das Umfeld in einem verschwommenen Gelbstich erscheinen lassen würde. Im nächsten Moment und ohne sich auszuziehen, schlief er ein.

Kapitel 22: Der Morgen danach

Vor einer Stunde war die Sonne über dem Dorf in Tamiga aufgegangen, als die Luft bereits unter der sengenden Hitze schwirrte und den Horizont in flirrendes Licht tauchte. Bahati und Orma trafen sich am Dorfplatz, um den Rest des Weges gemeinsam zur Schule zu gehen. Sie hatten ein paar Minuten auf ihren Freund Akono gewartet, wollten jedoch nicht zu spät kommen und schlenderten, nachdem dieser nicht erschienen war, los. Bestimmt, so dachten sie, hing es mit Akonos Mutter zusammen, die am Vortag ins entfernte Krankenhaus nach Burkina Faso gebracht worden war.

Neben dem länglichen Lehmbau, dem Schulhaus Tamigas, spielten einige Kinder. Gerade als die beiden ankamen, rief die Lehrerin auch schon zum Unterrichtsbeginn aus dem Klassenzimmer ins Freie. Lautes Stimmengewirr erfüllte den Raum, bis sich nach und nach die Schüler an ihre kleinen Holztische setzten. Frau Contee, die Lehrerin, stand in ihrer bunten Tunika und gelben Plastiksandalen vor der Schiefertafel und lächelte freundlich in die Klasse.

»Weiß jemand, wo Akono heute Morgen ist?«, fragte sie, als ihr Blick von dessen leerem Sitzplatz zu den Freunden Bahati und Orma wanderte. Die beiden verzogen unwissend die Münder und zuckten mit den Schultern. »Na gut, er wird sicher gleich kommen. Wir fangen dennoch an. Schlagt euer Buch auf Seite

14 auf. Da sind wir gestern stehen geblieben.«

Der Vormittag verging dank des interessant gestalteten Unterrichts, den Frau Contee gerne mit dem einen oder anderen Spaß auflockerte, rasch. Das Lachen der Kinder erfüllte ihr Gemüt stets mit dem befriedigenden Gefühl, genau den richtigen Beruf gewählt zu haben.

Als sie zur Pause rief, winkte sie Bahati und Orma zu sich: »Könntet ihr zu Akono laufen und nachsehen, ob er verschlafen hat? Seine Eltern sind gestern mit Tafari nach Burkina Faso gefahren. Sicher liegt er noch träumend im Bett.«

Bereitwillig liefen sie los, rannten den ganzen Weg zu Akonos Hütte. Von Weitem riefen sie: »Akono, Akono, aufwachen«, und stolperten außer Puste ins Innere der schattigen Behausung. Tatsächlich lag Akono auf der Matratze, den beiden Freunden den Rücken zugekehrt. Orma rüttelte an Akonos Schulter, drehte ihn zur Seite – und die beiden Kinder erschrakten fürchterlich. Regungslos lag ihr Freund vor ihnen. Aus Augen und Nase rann hellrotes Blut.

»Akono, wach auf.«

Das Gesicht Akonos zeigte keinerlei Regung. Orma zupfte Bahati am T-Shirt und dieser wusste, was sein Freund im selben Augenblick dachte. Noch schneller als zuvor rannten sie den Weg zurück zur Schule.

Frau Contee saß in ein Buch vertieft im Schatten eines Baobab, des afrikanischen Affenbrotbaumes. Sie hob den Kopf, als sie die Buben laut rufend auf sich zulaufen sah. Das Geschrei

weckte die Neugier der anderen Schulkinder und sie umringten die Freunde, während sich diese schnaufend vor der Lehrerin gegenseitig ins Wort fielen.

»Frau Contee, Akono – kommen Sie – liegt tot in der Hütte und – kommen Sie schon – überall ist Blut. Kommen Sie!«

Verwirrt und aufgewühlt sprang Frau Contee auf und folgte eiligen Schritten dem vorauslaufenden Orma, die restlichen Schüler wie eine Traube hintendrein. Nach wenigen Minuten erreichten sie Akonos Wohnstätte. »Ihr bleibt draußen«, befahl die Lehrerin den Kindern. Dann betrat sie die Lehmhütte.

Noch immer lag Akono regungslos auf dem Rücken. Sie sah das Blut, erkannte aber auch, dass sich sein Brustkorb hektisch hob und senkte. Vorsichtig fühlte sie mit ihrem Handrücken seine Wange. Er glühte und Schweißperlen sammelten sich auf der Stirn und Oberlippe. Nervös trat sie vor die Hütte.

»Für heute fällt der Unterricht aus. Akono hat hohes Fieber, aber er atmet. Orma, lauf zum Ältesten und bitte ihn, sofort herzukommen. Ich bleibe hier.«

Kapitel 23: Die Mail trifft ein

Genf, 2016, Weltgesundheitsorganisation, WHO, 03:17 Uhr

Ortszeit

Victor Schranz saß an seinem Schreibtisch, während er, die Füße hochgelegt, in einem Männermagazin blätterte. Um die leidigen Nachtschichten durchzustehen, schwor er auf das »Wachhalteelixier«, bestehend aus Kaffee und Gummibärchen. Seine Aufmerksamkeit galt ganz und gar einer schönen Brünetten, die sich lediglich mit Stringtanga bekleidet auf einer schräg über dem weißen Sand gewachsenen Palme eines karibischen Strands räkelte. Wie gerne würde er in diesem Augenblick neben der Palme sitzen und ihr das Händchen halten! Er schmunzelte und schlürfte am heißen Kaffeebecher. In dem Moment, da er in erwartungsvoller Spannung die Seite umblättern wollte, um sich der nächsten lasziven Pose des Mädchens verträumt hinzugeben, erfasste er aus dem Augenwinkel heraus eine Mitteilung am Monitor des PCs.

»Eine neue Nachricht befindet sich in Ihrem Postfach«, war der lapidare Hinweis am Bildschirm.

Nicht gerade jetzt, dachte Schranz, doch der Job gebot, alle eingehenden Meldungen umgehend zu prüfen. Er nahm die Füße vom Tisch, stopfte eine Handvoll Gummibärchen in den Mund und bewegte den Cursor der Maus zum Öffnen der Mail.

Absender: eine Klinik in Léo, Burkina Faso. Verfasser: Dr.

Jamal Guambo – wer auch immer das sein mochte. Rasch überflog er schmatzend den elektronischen Text, um dann den gesamten Inhalt konzentriert Zeile für Zeile neuerlich zu erfassen. Nachdem ihm die Kernaussage der Mitteilung bewusst wurde, schluckte er den Rest der Süßigkeit auf einmal und griff postwendend zum Hörer des Telefons.

Nach dreimaligem Läuten meldete sich eine verschlafene Stimme: »Ja.«

»Dr. Kleinschmidt, hier Schranz. Sie müssen unverzüglich in die Zentrale kommen.« Victor schilderte in wenigen Sätzen das Wesentliche der soeben eingetroffenen Mail und noch während er sprach, vernahm er ein Klicken in der Leitung.

Vierzig Minuten später stand Dr. Kleinschmidt, mit dem Mailausdruck in der Hand, in Schranz' Büro. Dann begutachtete Victors Chef am Monitor die Bilddateien, die als weitere Anlagen der Mail aus Burkina Faso angefügt waren.

»Geben Sie W69 durch«, wies Dr. Kleinschmidt Schranz an. »In einer Stunde – Konferenzraum Schweiz.« Der Vorgesetzte stand bereits im Türrahmen, als er sich nochmals an Schranz wendete: »Leiten Sie die Mail umgehend an meinen Account.«

Bei »W69« handelte es sich um eine *der* Vorschriften oberster Priorität. Ein exakter Ablaufplan, wie in Krisensituationen vorzugehen sei und welche Personen informiert werden mussten. Victor Schranz öffnete ein Programm auf seinem Rechner und verfasste folgende Notiz: »W69 – Stopp – Raum Schweiz – Stopp – 05:30 Uhr – Stopp.« Nachdem er die Sende-Taste gedrückt

hatte, ertönte ein schriller Signalton auf insgesamt zwölf mobilen Piepsern innerhalb des Stadtgebietes von Genf.

Kapitel 24: Der kranke Hotelgast

Hampton Inn, Soho, Manhattan

Milton, der blonde Chauffeur des Vorabends, erreichte pünktlich, kurz vor 11:00 Uhr, das Hampton Inn und stellte den Wagen auf einen Parkplatz mit dem Schild »Kurzparkzone«. Im Foyer des Hotels hielt er vergeblich Ausschau nach seinem Gast Tafari Ballo. Mr. Ballo war nirgends auszumachen und so ließ er sich entspannt auf einem der Sofas nieder, beobachtete das rege Treiben der Hotelgäste und schielte auf eine hochgewachsene Blondine, die mit weißem Pudel an der Leine nervös den Abtransport ihrer Koffer überwachte. Anschließend blätterte Milton desinteressiert in einem Modejournal, welches neben ihm auf einem gläsernen Tischchen lag.

Fünfzehn Minuten nach 11:00 Uhr legte er das Heft beiseite und ging zur Rezeption. »Guten Morgen, würden Sie bitte kurz im Zimmer von Mr. Ballo anrufen und mitteilen, dass Milton Miller in der Halle auf ihn wartet?«

Nachdem die farbige Rezeptionistin mit weiß lackierten Fingernägeln die Zimmernummer auf dem Telefon getippt hatte, erwartete sie geduldig lächelnd die Stimme des Hotelgastes. Nach mehrmaligem Klingeln unterbrach sie die Verbindung und versuchte es erneut. »Da geht leider niemand ran. Vielleicht ist er noch beim Frühstück. Sie können gerne nachsehen.« Mit ihrem schlanken Zeigefinger deutete sie Milton den Weg zum

Frühstücksraum.

Eine Stunde vor dem Mittagsläuten hielten sich kaum Frühstücksgäste dort auf und Milton erkannte rasch, dass Mr. Ballo nicht im Saal war. Daher probierte er von Neuem sein Glück bei der netten Empfangsdame: »Entschuldigen Sie, Miss Lion«, er las ihren Namen am Schild des Revers ab, »aber Mr. Ballo ist auch nicht im Frühstücksraum. Es ist nur so, wir haben einen Termin für einen Vortrag um 13:00 Uhr. Wäre es möglich, im Zimmer nachzusehen, ob er verschlafen hat?«

Professionell lächelnd nickte Miss Lion: »Augenblick.« Sie lief in das hintere Büro und kam wenig später mit einem nach Dresscode gekleideten Zimmermädchen zu Milton. »Miss Santo wird mit Ihnen nach oben gehen.«

Dankend folgte Milton der etwas untersetzten Person in ihrem gestreiften Kostüm zum Fahrstuhl. Das Display des Aufzugs zeigte in leuchtend roter Digitalschrift eine 12, als die Fahrstuhltüren öffneten. Sie liefen einen engen, fensterlosen Gang auf einem weinroten Teppichboden entlang, bis sie Zimmer 1237 erreichten. Zaghafte klopfte Miss Santo an die dunkle Tür. Als sich nichts regte, wiederholte sie ihr Klopfen, diesmal etwas deutlicher.

»Es hängt auch kein ‚Bitte nicht stören‘-Schild am Türkopf, also sehe ich mal nach«, meinte Miss Santo, während sie eine Plastikkarte aus ihrer im Rock eingnähten Seitentasche hervorkramte. Geschickt zog sie die Karte durch den vorgesehenen Schlitz oberhalb des Türknaufs und eine

kleine, nun grün schimmernde Leuchtdiode signalisierte die Freischaltung. Vorsichtig schob sie die Tür einen Spaltbreit nach innen. »Mr. Ballo, ist jemand da?«

Ihr Kopf spähte seitlich des Türrahmens in den kleinen Vorraum. Keine Regung im Zimmer. Auch kein Duschgeräusch aus dem Bad, was eine Erklärung dafür gewesen wäre, dass sich niemand meldete. Milton folgte dem Zimmermädchen in den Raum.

»Mr. Ballo, sind Sie da?«, rief Miss Santo erneut. »Oh Gott!« Die untersetzte Hotelangestellte schlug die Hand vor den Mund und drehte sich mit weit aufgerissenen Augen zu Milton.

Jetzt sah auch er den Gast angekleidet auf dem Bett liegen. Sogleich drängte er sich an dem Zimmermädchen vorbei direkt zu Tafari. Der Mann, den er erst gestern hier abgesetzt hatte, lag mit geschlossenen Augen auf dem Rücken. Ein leises Röcheln erzeugte kleine rote Bläschen auf dessen Lippen. Sowohl im Bereich der Augenlider als auch an den Mundwinkeln erkannte man Rinnsale hellroten Blutes. Die Stirn schweißüberströmt, das Kopfkissen, auf dem er lag, von seinen Sekreten dunkel gefärbt.

»Mr. Ballo, können Sie mich hören?« Milton schüttelte zaghaft die Schulter des Farbigen. »Schnell, rufen Sie einen Arzt! Ich bleibe hier.«

Miss Santo rannte aus Zimmer 1237 in Richtung der Aufzüge.

Kapitel 25: Erste Maßnahmen

Genf, 2016, Weltgesundheitsorganisation, WHO, 05:30 Uhr

Ortszeit

Neben Dr. Kleinschmidt und Victor Schranz hatten sich weitere elf Personen im Besprechungszimmer »Schweiz« eingefunden. Der Raum hatte die Größe zweier Klassenzimmer, dominiert von einem ovalen Besprechungstisch, welcher zu beiden Seiten mit zehn ledernen Besprechungsstühlen bestückt war. Am Kopf des Tisches stand Dr. Kleinschmidt, neben ihm ein geöffnetes Notebook.

»Guten Morgen, meine Herren. Wie ich sehe, sind wir fast vollzählig. Mrs. Regardo lässt ausrichten, dass sie in zirka dreißig Minuten ebenfalls kommen wird. Wir beginnen mit einem aktuellen Lagebericht.«

Alle Anwesenden spürten die Anspannung des bedeutungsvoll dreinblickenden Dr. Kleinschmidt. Code »W69« wurde, wie jeder wusste, nur bei sehr ernst zu nehmenden Ereignissen angewandt. Welche Hintergründe für selbige drastische Maßnahme vorlagen, würden sie nun in Kürze erfahren.

»Heute Nacht um null drei neunzehn erhielten wir eine Mail der Dringlichkeitsstufe AAA. Herr Schranz«, dabei nickte Dr. Kleinschmidt in Richtung Victor, »hat mich unverzüglich darüber in Kenntnis gesetzt. Ich habe die Zeit bis eben genutzt, mir einen Überblick aller vorliegenden Informationen

zu verschaffen, und werde Ihnen diese jetzt vorstellen. Ferner versuchen wir, den Absender der Mail, einen gewissen Dr. Jamal Guambo aus Burkina Faso, telefonisch zu erreichen. Bisher ohne Erfolg; es kann sich jedoch nur noch um Minuten handeln, bis die Verbindung zustande kommt. Meine Sekretärin ist dabei, Dr. Guambo ans Telefon zu bekommen, und wird dann das Gespräch hierherleiten.«

Kleinschmidt machte eine kurze Pause, drückte einen Knopf auf dem Notebook und der große Flat-Screen-Monitor hinter ihm zeigte die Originalmail Dr. Guambos an.

»Wie Sie feststellen, meldet Dr. Guambo eine mit Ebola infizierte Person Anfang dreißig. Die Erkrankte, ich nenne sie folgend ‚Wirt 0‘, wurde um zirka sechzehn null null afrikanischer Ortszeit in der Klinik Léo mit hämorrhagischem Fieber eingeliefert. Gegen dreiundzwanzig null null stellte man bei ‚Wirt 0‘ äußere Blutungen an Mund und Augen fest, was Dr. Guambo veranlasste, sie sofort unter Quarantäne zu stellen. Das Klinikum verfügt über eine Quarantänestation mit insgesamt vier Betten, darüber hinaus über ein gut ausgestattetes Labor. Erste Untersuchungen des Blutes ergaben nachfolgenden Befund.«

Die Abbildung des fadenförmigen Virus erschien.

»Sollte Dr. Guambo mit seiner Aussage recht behalten – das hier gezeigte Virus lässt diese Annahme zu –, haben wir es mit einer neuen, uns nicht bekannten Gattung des bisherigen Ebola-Erregers zu tun. Wie sie erkennen können, beträgt der Durchmesser des Virus die allseits bekannte Ausprägung

von 80 Nanometern, somit eindeutig der Kategorie Marburg-Virus zuzuordnen. Was jedoch erheblich von den uns bisher vertrauten fünf Spezies des Erregers abweicht, ist die Länge. Sie beträgt exakt sechs Mikrometer. ‚Wirt 0‘ wies erste Krankheitssymptome, wie hohes Fieber und Schüttelfrost, um sieben null null Ortszeit auf. Also eine Zeitspanne von gerade mal sechzehn Stunden, bis äußere Blutungen erkennbar waren. Neben ‚Wirt 0‘ erkrankte ein zusätzlicher Patient, und zwar der Mann von ‚Wirt 0‘. Man fand ihn im Wartezimmer des Krankenhauses. Gleiche Symptome, ebenso rapider Verlauf. Spanne geschätzte acht bis zwölf Stunden. Zwei nachgewiesene Fälle mit extrem kurzer Inkubationszeit.«

Leise öffnete sich die Tür, als Mrs. Regardo eintrat und mit einem flüchtigen Nicken zur Begrüßung wortlos auf einem der Ledersessel Platz nahm.

»So wie es ‚W69‘ vorsieht, bilden wir drei Teams zu je vier Personen. Team 1: Einschaltung des Ebola-Koordinierungszentrums in Guinea. Sie sollen umgehend einen Einsatztrupp in die Klinik schicken, um Unterstützung zu leisten und auch weitere Fakten zu liefern.

Team 2: Sie brechen unverzüglich in die Krisenregion auf. Unsere Transportmaschine mit mobiler Quarantänestation steht ab zehn fünfzehn zum Abflug bereit. Endziel: Das Dorf der Erkrankten, Tamiga, zwei Stunden Fahrzeit westlich von Burkina Faso. Transporter zur Weiterfahrt warten einsatzbereit vor Ort.

Team 3: Koordinierung der ...«

Ein futuristisch anmutendes, sternförmiges Plastikgerät auf dem Tisch unterbrach surrend. Es war Telefon und Freisprechanlage in einem.

»Dr. Kleinschmidt, ich höre.«

»Ich stelle durch«, hörte man die rauchige Frauenstimme der Sekretärin.

»Hallo, hallo.«

»Dr. Kleinschmidt hier. Dr. Guambo, sind Sie es?«

»Hier Dr. Jamal Guambo. Ich gehe davon aus, Sie erhielten die Informationen vorschriftsmäßig. Bitte entschuldigen Sie, dass Sie mich erst jetzt persönlich sprechen können. Alle Maßnahmen sind gescheitert. Keine Medikation hat angeschlagen. Die Patientin ist soeben verstorben.«

Die ohne Umschweife formulierten Sätze des afrikanischen Kollegen hallten deutlich und hingen wie ein todbringender Schleier im Raum.

»Sie wollen damit sagen, dass innerhalb weniger Stunden Ihre Patientin verstorben ist?«

»Genauso ist es, Dr. Kleinschmidt. Bei der Spezies handelt es sich um eine äußerst aggressive Virengattung, die sämtliche bisherigen Forschungsergebnisse von Inkubationszeit bis Exodus in den Schatten stellt. Patient 2, ihr Mann, weist identische Symptome auf und reagiert auf keine uns bekannte Medikation. Innere Blutungen können nicht gestoppt werden. Er löst sich regelrecht auf. Geschätzter Exodus in ... ein, maximal zwei

Stunden.«

»Mein Gott«, flüsterte Dr. Kleinschmidt.

»Ich habe das Klinikum unter Quarantäne gestellt. Eile ist geboten. Wir müssen dringend ein Team nach Tamiga entsenden, dem Dorf der Patienten.«

»Ist bereits veranlasst, Kollege«, antwortete Dr. Kleinschmidt noch immer fassungslos.

»Es gibt ein schwerwiegendes Problem, Dr. Kleinschmidt. Der Fahrer, der die Verstorbene in unser Hospital brachte, ein gewisser Tafari Ballo, hat die Klinik vor Stunden verlassen und ist auf dem Flug nach ... New York.«

Kapitel 26: Krieg der nächsten Generation

Berlin, Rom, Madrid, Marseille, Moskau, New York, 2016

Um 21:30 Uhr der Mitteleuropäischen Zeit detonierten in den Zentren der Städte Berlin, Rom, Madrid sowie Marseille und zeitgleich in der russischen Hauptstadt Moskau die Bomben. Sämtliche Explosionen erschütterten Hauptverkehrsadern, sodass Fahrzeuge, die im unmittelbaren Umkreis der Selbstmordattentäter standen oder fuhren, in die Luft geschleudert wurden und wuchtig zu Boden prallten. Einige der Wagen erschlugen diejenigen Passanten, die nicht von der direkten Detonation zerrissen wurden. Schreiende Menschen, blutüberströmt, lagen teils auf den mit Glassplittern sowie herausgerissenen Fassadensteinen übersäten Straßen und Gehwegen, teils liefen sie verwirrt umher, ohne ihr eigenes Gekreische noch das der anderen zu hören. Die Explosion verletzte bei etlichen das Trommelfell, was neben unerträglich hellem Pfeifen eine dumpfe Geräuschwahrnehmung verursachte.

In mehrere Kinos, Cafés und Gaststätten der Großstädte drangen gleichzeitig mit Kalaschnikows und Granaten bewaffnete Personen ein und eröffneten ohne Vorwarnung das Feuer – zielstrebig eine Vielzahl Unschuldiger in den Tod reißend. Das Letzte, was zahlreiche Todesopfer schreckenstarr

erblickten, waren die eiskalten Augen der Terroristen, die unmaskiert ihre Waffen abfeuerten. Zigfach wurde nachgeladen. Tausende von Patronenhülsen klapperten metallisch zu Boden, bis jeder der Angreifer den Splint aus einer Granate zog und diese bis zur Detonation in der Hand behielt.

In New York nebelte zur gleichen Zeit, exakt um 15:30 Uhr, eine Giftwolke Teile des Fulton Center ein, jener U-Bahn-Station, die neun Subway-Linien verband und dreizehn Jahre nach den Anschlägen des 11. Septembers als neuer Downtown-Manhattan-Verkehrsknotenpunkt eingeweiht worden war. Innerhalb weniger Minuten fielen dem Attentat mehr als 2.500 Fahrgäste zum Opfer.

Die traurige Bilanz dieses kriegerischen Feldzuges: über 4.800 unschuldige Frauen, Männer und Kinder. Noch am selben Abend verkündete der Papst in einer weltweit ausgestrahlten Ansprache, mit feuchten Augen und sichtlich erschüttert, den seiner Meinung nach ausgebrochenen Dritten Weltkrieg. Dieses Bild der heimtückischen Kriegsführung sollte die nächsten Jahre die Welt verändern; mehr noch, in vielen den Glauben an eine höhere Macht gänzlich zum Versiegen bringen.

Kapitel 27: Chris sieht Nachrichten

Washington, D.C., Juli 2016

Die ersten Tage zu Hause vergingen wie im Flug. Während sich Sandras Mutter Rachel mehr denn je um ihre Enkelin Meira kümmerte, galt Sandras Fürsorge dem neuen Familienzuwachs Chris. Er hatte die Augen seines Vaters; auch wenn sich diese, aufgrund der roten Pigmentierung, unterschieden.

»Sieh doch nur, Mom, wie er mich anstrahlt.«

Chris lag auf seiner Krabbeldecke im Wohnzimmer und fixierte Sandra, die neben ihm saß.

»Ach, Kleines«, lächelte Rachel, »er ist noch zu klein, um alles richtig wahrzunehmen. Das kommt erst mit der Zeit.«

»Aber sieh doch, er blickt mir direkt in die Augen und hat sichtlich Spaß daran.«

Tatsächlich, dachte Rachel, während sie Meiras Bauch tätschelte, die ebenfalls auf der Decke neben dem Bruder lag.

»Wenn du beide vergleichst, dann habe ich das Gefühl, dass Chris ebenso weit ist wie Meira. Schau nur.«

Lachend schüttelte Rachel den Kopf. »Was du dir wieder einbildest. Meira ist über ein Jahr älter. Und das merkt man ihr auch an.«

»Wenn du meinst ... Dennoch bin ich mir sicher, dass Chris mich erkennt.« Sandra beharrte hartnäckig auf ihrer Meinung.

Noch während die beiden diskutierten, steuerte Elias mit

modernster Miene den Rollstuhl ins Wohnzimmer.

»Sieh doch mal, wie Chris mich anblickt«, rief Sandra ihrem Bruder zu.

»Toll«, erwiderte Elias knapp.

»Ist was, Bruderherz?«

»Es ist Schreckliches passiert.« Dabei sah er sorgenvoll zuerst seine Mutter, dann Sandra an.

»Was ist?«, fragte Sandra.

Elias antwortete nicht, sondern rollte in Richtung Sideboard, auf dem die Fernbedienung des Fernsehers lag. Er schaltete ein. Jeder Sender im Staat hatte das Programm geändert und berichtete in Sonderausstrahlungen von den Anschlägen auf die U-Bahn-Station Fulton Center sowie die zeitgleich verübten Attentate in Europa.

»Wisst ihr, was das heißt? Es ist Krieg. Ein Scheißkrieg über alle Länder hinweg. Diese Schweine gehen auf die Zivilbevölkerung los, um Angst zu schüren. Die pfeifen auf jegliche ethischen Gesetze oder Regeln der Genfer Konventionen.«

Schweigend lauschten sie dem Nachrichtensprecher: »Die Situation vor Ort ist verheerend. Behörden gehen derzeit von mindestens 2.000 Toten und ebenso vielen Verletzten aus. Schenkt man den ersten Ermittlungsergebnissen Glauben, handelt es sich um einen Giftgasanschlag, dessen tödliche Substanz durch das Belüftungssystem eingebracht wurde. Sicher ist, dass der Anschlag auf unser Land einen terroristischen

Hintergrund hat. Dies untermauern die Umstände, dass zur selben Zeit in den europäischen Großstädten Berlin, Rom, Madrid, Marseille sowie in Moskau Unbekannte Bomben gesprengt und bei regelrechten Hinrichtungen Tausende Unschuldige an öffentlichen Plätzen der Städte gemordet haben. Wir schalten jetzt zu unserem Auslandskorrespondenten ...«

Chris reckte seinen Kopf nach hinten, um die Bilder des Fernsehers sehen zu können. Er verstand, was er sah, und es bereitete ihm ein Gefühl der Angst.

Kapitel 28: IMMERZEIT

»Warum hast du das getan?«

»Ich tue, was ich tun muss. So ist mir geheißen.«

»Nein, Raphael, die Zeit ist nicht reif und du weißt das.«

»Hör auf zu jammern, Michail. Ich sollte dich auf der Stelle vernichten, du Abtrünniger.«

»Vernichten! So wie du Tausende Unschuldige richtest?«

»Es ist der Wille – die Siegel sind gebrochen.«

»Wäre der Messias jetzt hier, er würde dir sagen, was gebrochen ist und was nicht. Wir werden uns stellen, hörst du!«

Raphael lachte laut auf, während er mit Michail in der New Yorker U-Bahn-Station stand, dabei unbemerkt Hunderte Helfer betrachtete, die sich um Tote und Verletzte kümmerten.

»Willst du damit sagen, Michail, das hier sei nicht passiert? Es ist passiert und weder du noch dein angeblicher Prophet können es rückgängig machen. Wo war er denn, dein verheißungsvoller Heiland? Wo ist seine Macht? Verkrochen hat er sich und weißt du warum? Ich sage es dir. Weil er kein Prophet ist. Nicht gesandt von Thron, neiiiiin, ein selbsternannter Messias ist er, ein Scharlatan, wie schon so viele vor ihm. Du solltest umkehren, Michail, und dich deiner vorgesehenen Prophezeiung stellen. Schulter an Schulter, an meiner Seite der Aufgabe gerecht werden, die Thron uns zugeteilt hat. Die Menschen verdienen es! Glaubst du ernsthaft, *ich* habe das alles veranlasst? *Ich*

sei derjenige, der darauf aus ist, die Menschheit zu strafen? Das erledigen jene dummen Geschöpfe schon ganz von allein. Vertrau mir.« Mit Daumen und Zeigefinger schnippte Raphael an die ausgestopfte Pfote eines kleinen Teddybärs, der vor ihm auf dem kalten Fliesenboden lag. Dass sich das Ärmchen tatsächlich bewegte, nahm niemand wahr.

»Auch wenn die Siegel gebrochen sind und du wie auch deine Schergen das Unheil vorantreiben, so haben wir eine Chance verdient.« Michail blitzte Raphael wütend an.

Dieser wurde jetzt ungehalten. »*Wir*, du sprichst von *wir*? Du stellst dich auf eine Stufe mit diesen, diesen ...«

»Mit den Menschen, ja!«, fauchte Michail ebenso erzürnt zurück. »Und solltest du es vergessen haben: Wir waren ihresgleichen.«

»Ihresgleichen, in der Tat, bis wir gerufen wurden. Gerufen, das Wort Throns zu befolgen. Und du, du wagst es, dich zu versündigen.«

»Zu versündigen?«, spie Michail zurück. »Wer versündigt sich von uns? Bist es nicht eher du, der voller Ungeduld nur darauf gewartet hat, das Volk zu richten?«

Raphael kehrte Michail den Rücken, ging ein paar Schritte. Dann drehte er sich mit ausgestrecktem Zeigefinger zu ihm um: »Wahrlich, du redest von Ungeduld. Das grenzt an Blasphemie und du weißt das.«

»Wäre es Blasphemie, wie du behauptest, warum schickt uns Thron den Erlöser?«

»Welchen Erlöser?«, fragte Raphael grinsend, während er mit ausgebreiteten Armen um sich blickte. »Ich kann niemanden sehen. Ach«, er hob seinen Zeigefinger, »du sprichst abermals vom selbst ernannten Propheten, jenem, der angeblich von Thron gesandt wurde. Ach, dein Gewinsel ist jämmerlich!«

An diesem Punkt breitete Raphael nochmals die Arme aus, drehte sich tanzend zu einer nicht vorhandenen Melodie und lachte laut auf. Augenblicklich hielt er inne. Seine kalten blauen Augen starrten auf Michail.

»Wie viele Propheten hast du schon gesehen? Hier wie auch auf Erden? Alle, aber wirklich alle nutzen Throns Worte ausschließlich zu ihren Gunsten. So ist es und so wird es immer sein. Ich sage dir jetzt zum letzten Mal: Dein Messias existiert nicht! Vielleicht erbarmt sich Thron tatsächlich, ihn zu senden. Doch jetzt – jetzt, mein Freund, ist meine Zeitrechnung angebrochen und niemand, auch du nicht, wird mich aufhalten. Wage keinen Versuch. Es wird dir sonst leidtun.«

Michail war bemüht, sich seine Angst vor der Drohung Raphaels nicht anmerken zu lassen, und froh, als dieser im selben Moment verschwand. Langsam schloss er die Lider, sackte auf die Knie. Hatte er die richtige Entscheidung getroffen? Wurde er geblendet? Wäre doch Chris noch hier, bei ihm. Aber die Seele des Erlösers hatte Immerzeit verlassen, war in Menschengestalt zurück auf Erden gekehrt.

Als Michail die Augen wieder öffnete, kniete er nicht mehr in der Station Fulton Center. Nein, er befand sich im Wohnzimmer

jenes Hauses, welches zu betreten Chris strengstens untersagt hatte. Und da sah er ihn. Der Neugeborene hatte den hellblonden Kopf nach hinten gestreckt, um die Bilder der Katastrophe im Fernseher zu betrachten.

»Lässt du dich so schnell irritieren?«, fragte der Säugling durch seine Gedanken und drehte sich musternd zu Michail. Ein sanftes Lächeln umspielte Chris' Lippen – tapsig hob er einen Arm in Richtung Michail.

Aus dem Augenwinkel heraus sah Sandra die Bewegung und ihre tränennassen Augen erfassten den leuchtenden Blick des Sohnes, der in die Ferne zu schweifen schien.

Kapitel 29: Die Pandemie

Die eingeleitete Fahndung nach Tafari Ballo erübrigte sich nur einen Tag nach Alarm »W69«. Der im Hampton Inn hinzugezogene Arzt reagierte gewissenhaft und ließ beim Anblick Tafaris aus Sicherheitsgründen das komplette Hotel unter Quarantäne stellen. Bemerkenswert, wie er mit dem Hotelmanager streiten musste, der diese Maßnahme als völlig überzogen, ja geschäftsschädigend ansah. Wegen unbedeutenden Nasenblutens gleich das gesamte Areal abzusperren ... Der Manager tobte, als ein heller Krankenwagen mit der Aufschrift »Grady EMS« vorfuhr, Sanitäter in weißen Schutzanzügen ausstiegen und mit übergestülpten Schutzmasken die Eingangshalle betraten.

Das wenig später Eintreffende Militär sicherte ebenfalls in raumfahrerähnlichen Anzügen weiträumig das Gelände und ordnete die Bewachung sämtlicher Ein- und Ausgänge an. Über die Lautsprecheranlage des Hotels wurden Gäste wie Angestellte aufgefordert, Ruhe zu bewahren. In kürzester Zeit funktionierte man den Speisesaal um. Feldbetten wurden aufgestellt, haufenweise Aluminiumkoffer mit technischem Gerät untergebracht. Es folgte eine vollzählige Registrierung aller anwesenden Hotelgäste in Listen, ebenso erfasste man jene, die bereits ausgecheckt hatten. Die Informationslisten übergab man unmittelbar dem FBI mit dem Ziel, einen lückenlosen

Nachweis sicherzustellen, zu welchen weiteren Personen die etwaigen Infizierten Kontakt gehabt hatten. Ein Unterfangen, welches das FBI gerne mit »Sessa« verglich, der bekannten Legende der Reis- oder Weizenkörner auf dem Schachbrett. Erst eins, dann zwei, dann vier, dann acht ...

Verängstigte Menschen wurden befragt, ob sie eine direkte, wie sie es nannten, »Interaktion« mit jenem Farbigen hatten, der bereits in die Quarantäne-Klinik nach Atlanta gebracht worden war. »Geht es Ihnen gut? Fühlen Sie sich fiebrig?« Die gestellten Fragen sowie die Blutproben, die jeder Person entnommen wurden, trugen nicht gerade zur Entspannung bei. Unübersehbar wurde ein jeder mit afroamerikanischer Abstammung skeptisch fixiert oder gar gereizt gemieden und nur wenige Stunden nach Einleitung der Schutzmaßnahmen kam es zu ersten Handgreiflichkeiten.

Ein Mann Mitte dreißig, gekleidet in grauem Seidenanzug, stand laut fluchend im Foyer und versuchte den Ausgang zu passieren. Als ihm sein Wunsch verwehrt wurde, rempelte er den Beamten im Schutzanzug zur Seite. Zwei stämmige Soldaten waren gezwungen, den Anzugträger unsanft auf die Knie zu zwingen, bevor sie ihm Handschellen anlegten. Selbiger Akt der Freiheitsberaubung verbreitete sich zwar wie ein Lauffeuer im Gebäude – sorgte indes aber für Einkehr von Ruhe.

Sergeant Major Boyle war abgestellt, die vorgefahrene Presse zu beruhigen. Er war Experte darin, mit beschwichtigenden Phrasen die Pressevertreter vorerst ruhig zu stellen, ohne auf

Details einzugehen. »Reine Vorsichtsmaßnahme – noch wisse man nichts Genaueres – keine voreiligen Spekulationen der Presseleute ...«

Die Information aus New York, die Dr. Kleinschmidt vorgelegt wurde, enthielt folgende Botschaft:

Erkrankte Person, männlich, farbig, Anfang 30. Transport dreizehn fünfundvierzig nach Grady, Atlanta. Festgestellter Todeszeitpunkt sechzehn null eins. Innerliche Blutungen, Schock, multiples Organversagen. Angereist mit Flugnummer AA407 – Burkina Faso – Ankunft New York zweiundzwanzig vierundzwanzig mit Zwischenlandung Brüssel – Weiterflug Miami. Flugsicherung alarmiert; Passagierlisten aktiv. Erste Laborergebnisse aus Grady werden nochmals geprüft. Unbekannte Virenart der Spezies Filoviridae. Laborbefunde anbei.

Passagierlisten aktiv, dachte Dr. Kleinschmidt. So eine Scheiße. Patient 3, verstorben, hatte sich ungehindert, nichtsahnend, in Belgien und den USA bewegt. Ohne Zweifel war er im Ballungsraum der Flughafengelände mit Hunderten, wenn nicht Tausenden Menschen in Kontakt gekommen. Wenn auch nicht direkt, so indirekt.

Zeitspanne Ansteckung bis Exodus des Patienten: ebenfalls geschätzte acht bis zwölf Stunden. Dr. Kleinschmidt ahnte bereits, welchen Befund der Laboruntersuchungen aus den USA er vorfinden würde. Seine Vermutung bestätigte sich – Deckungsgleichheit mit den Ergebnissen aus Burkina Faso. Es

war an der Zeit, den Präsidenten zu unterrichten.

Albany, Wedgewood Drive: Die alte Dame mit violett gefärbten Haaren, brauner Safarihose, weißer Bluse und Sportschuhen bekam das Ende nicht mehr mit. Gerade erst aus Westafrika heimgekehrt, lag sie besinnungslos und blutend auf dem Fußboden ihrer Küche und noch bevor die inneren Organe versagten, erstickte sie an ihrem Erbrochenen.

Kapitel 30: Sechs Jahre Elend

Die Pandemie erfasste große Teile Europas sowie weitere Kontinente. Mehr als 54 Millionen Menschen starben in den Jahren 2016 bis 2021 einen erbarmungslosen blutigen Tod. Dann, so wie die Seuche gekommen war, verebbte sie abrupt. Man fand trotz der Zusammenarbeit internationaler Wissenschaftler kein Gegenmittel zu dem nach seinem Entdecker benannten »Guambo-Virus«.

Über die katastrophale Pandemie hinaus beschäftigte ein expandierendes »Krebsgeschwür« Politiker aller Nationen. Unaufhaltsam wütete ein radikal geführter Krieg terroristischer Mächte unter dem Deckmantel der »wahren Religion« und brachte die Kriegsmächte so weit, mit immer drastischeren und grausameren Aktionen zu antworten. Es war kein Krieg der Fronten – Auge in Auge, sich auf dem Schlachtfeld gegenüberstehend. Es war ein regelrechtes Abschlachten, darauf ausgelegt, unverhofft und mit grausiger Brutalität die Zivilbevölkerung zu treffen. Anschläge auf zivile Opfer waren an der Tagesordnung. Bombardierte man Ölfelder oder Stellungen der Terrormilizen, folgten Vergeltungsschläge auf dem Fuße. Meldete man Erfolge zurückeroberter Landgebiete, folgten hierauf Verlustmeldungen aus anderen Regionen.

Die Menschen beäugten sich gegenseitig argwöhnisch: Andersartig gekleidet? Verschiedenartige Hautfarbe? Bartwuchs

oder nicht? Alles und jeder erschien verdächtig.

Durchgesetzte Kriegsrechte wurden wieder zurückgenommen, um kurz darauf von Neuem verhängt zu werden. Gefängnisse vieler Länder waren bis zum Bersten gefüllt, Geheimdienste mächtiger Nationen in höchster Alarmbereitschaft.

Digitale Kriegsführung wurde zu einer neuen, bisher nicht gekannten Waffe: Hacker initiierten Angriffe auf zentrale Knotenrechner des Internets. Man sperrte Bankkonten, verbreitete Propaganda, zeigte Videos grausamster Art, Medien berichteten live »von der Front«.

Die Religion trat in den Mittelpunkt der Ereignisse. Ein jeder berief sich auf seinen Glauben, seinen Gott, seinen Messias, seinen Allah ... Erleuchtete Propheten, auf Kartons oder Bierkästen stehend, säumten die Straßen der Städte, um aus voller Kehle den Weltuntergang zu prophezeien. Etliche der Prediger fanden verängstigte »Gläubige«, die sich ihnen anschlossen. Nicht der Verlust von Hab und Gut war hierbei tragisch – nein, die Hoffenden verloren ihre Seelen, während die vermeintlichen Propheten sich die Konten füllten.

Verkündete der Papst das Wort Gottes, hingen Hunderttausende auf dem Petersplatz in Rom an dessen Lippen. Sprach ein Kalif, so war das Bild das gleiche. »Wir führen einen heiligen Krieg, so wie es geschrieben steht.«

Im Verlauf der Kriege und Seuchen, die Millionen von Menschen aus dem Leben rissen, schlich eine weitere Gefahr

– bekannt, jedoch verdrängt – auf leisen Sohlen heran. Man wusste von ihrer Existenz – doch man fand zu keiner Einigung. Langsam, Jahr für Jahr, drängte das Quecksilber der Thermometer Millimeter für Millimeter in Richtung Norden.

Klimakonferenzen ergaben vollmundige Bekundungen aller Vertreter der Industrieländer, die sie, sobald sie in ihr Land zurückgekehrt waren, in den Wind schlugen. Wie auch sollte man die Maßnahmen zur Eindämmung der Klimaerwärmung umsetzen? Der Einfluss der Wirtschaft verhinderte drastische Eingriffe und die Politik fürchtete den eigenen Machtverlust von Wahlperiode zu Wahlperiode. Waren Klimagespräche angesagt beziehungsweise präsent, demonstrierten Tausende mit Schildern und Megafonen in den Straßen. Detonierte wenig später eine Bombe im Straßencafé nebenan, verstummten die Demonstranten, ebenso die Nachrichtensender.

Kapitel 31: Er liest

Washington, D. C., 2022

Die Kinder waren Sandras Ein und Alles. Meira, jetzt knapp sieben Jahre alt, liebte es, in die Schule zu gehen, und widmete sich gewissenhaft ihren Hausaufgaben. Verspielt malte sie bunte Blumen um die noch krakelig geschriebenen Worte oder seitlich der »Einmaleins«-Rechenaufgaben.

Wenn es um Chris ging, so vergötterte sie ihn ebenso wie der Rest der Familie. Zum einen lag dies unzweifelhaft an der äußeren Erscheinung. Die helle, wolkenfarbige Haut wie auch die sanft blickenden, klaren Augen glichen der Gestalt eines Engels. Zum anderen beeindruckte sein erstaunlicher Entwicklungsverlauf. Bereits mit einem Jahr lief er ungehalten zwischen den Beinen seiner Mutter umher; im Alter von zwei Jahren entwickelte sich sein anfängliches Geplapper zu sauber geformten Worten. Als er vier Jahre alt war, fiel Sandra auf, dass er die aus dem Bücherschrank gezogenen Romane nicht einfach nur betrachtete, nein, er schien völlig geistesabwesend, während die roten Augen flink über die Seiten huschten. Die seinem Alter entsprechenden Bilderbücher blieben unangetastet.

Dann, im zarten Lebensalter von fünf, hörte sie ihn. Gemeinsam mit seiner Schwester saß Chris auf der Kinderschaukel im Garten. Meira hing sichtlich an den Lippen des Bruders und lauschte konzentriert, wie er soeben eine

Passage aus einem Buch laut vorlas. Sandra erinnerte sich an den Inhalt, denn vor nicht allzu langer Zeit hatte sie selbst die Geschichte von Kunta Kinte, dem Sklaven aus Roots gelesen. Chris betonte sanft jede Wendung des Romans, wie Omoro seinem Sohn Kunta den Kummer nehmen wollte, da dessen Großmutter verstorben war. Omoro erklärte seinem Sohn, dass in jeder Dorfgemeinschaft drei Gruppen von Menschen lebten: Die erste Gruppe sei diejenige, die man sah, wie sie aß, umherlief, schlief und arbeitete. Die zweite Gruppe sei die der Vorfahren, zu denen nun auch die Großmutter Yaisa gegangen war. Als Kunta seinen Vater nach der dritten Gruppe fragte, lief es Sandra eiskalt den Rücken hinab. Chris sah zu seiner Schwester Meira und rezitierte liebevoll, dass die dritte Gruppe einer jeden Gemeinschaft jene sei, die darauf warte, wieder auf die Welt zu kommen.

Mit seitlich geneigtem Kopf lief Sandra auf die Schaukel zu, während sie dem Text lauschte. Chris' Lippen formten indes Wort für Wort des Romans Roots, den sie, Sandra, von Olivia geschenkt bekommen hatte. Er enthielt eine handschriftliche Signatur ihrer Schwiegermutter mit den Worten: »Dieses Buch schenke ich dir von ganzem Herzen, im Andenken an deinen Mann und unseren wundervollen Sohn. Ich habe es jetzt endlich gekauft, nachdem ich beim ersten Versuch durch Magie davon abgehalten wurde.«

»Chris, was machst du da?«, flüsterte Sandra, da Chris, derart in die Lektüre vertieft, sie nicht zu bemerken schien.

»Ich lese Meira vor«, antwortete Chris anständig, so als ob dies das Normalste der Welt sei.

»Das kannst du nicht lesen.« Sandra wusste selbst nicht, wie sie ihren Satz interpretieren sollte. Das kannst du nicht lesen, weil ... du in deinem Alter unmöglich lesen kannst; oder: Das kannst du nicht lesen, weil ... es sich um keine Lektüre handelte, die ihr altersgerecht für ihn und Meira erschien. Vorerst entschied sie sich für letztere Version.

»Chris, das ist keine gute Geschichte für euch beide. Bitte gib mir das Buch!«

»Aber Mom, Roots ist spannend«, protestierte Chris, während er ihr dennoch brav das Buch entgegenhielt. Sandra griff danach.

»Wir unterhalten uns später darüber. Spielt doch noch ein wenig im Garten. Derweil helfe ich Grandma beim Abendessen.« Verwirrt ging Sandra zurück ins Haus.

»Schade«, meinte Meira. »Es hat mir wirklich gefallen.«

»Ich hab's schon ganz gelesen«, erwiderte Chris. Er sah seine Schwester an, lächelte verschwörerisch und begann, diesmal ohne Buchvorlage, von Neuem zu rezitieren: »Der Regen hatte aufgehört ...«

»Mami, Chris hat mir die Geschichte weitererzählt«, entfuhr es Meira eine Stunde später kauend am Esstisch, froh darüber, ihre Mutter ausgetrickst zu haben.

»Welche Geschichte?«, fragte Elias.

»Na, die aus dem Buch«, sagte Meira stolz.

»Was für ein Buch?«, wollte Elias wissen.

»Roots«, gab Sandra die Antwort.

»Roots?« Rachels Blick stellte tausend Fragen.

Elias lachte auf, während Chris scheinbar teilnahmslos in seinen Burger biss. »Klar, Chris liest Roots!«, prustete Elias.

Bevor Sandra antworten konnte, begann Chris frei – und wieder Wort für Wort, wie es geschrieben stand – vorzutragen, wie ein junges Mädchen der Dorfgemeinschaft in Afrika vor vielen Jahren verschwunden war und jeder der Dorfbewohner sanftmütig der klagenden Großmutter Mut machte, dass die Verschwundene sicher am nächsten Morgen zurückkommen würde.

»Was ist das?«, fragte Rachel; Elias hörte auf zu kauen.

»Roots«, war die lapidare Auskunft von Chris.

Sandra stand wortlos auf und holte das Buch aus dem Schrank. Wieder am Tisch, fing sie an darin zu blättern.

»Kapitel 19, Seite 75, zweiter Absatz«, half ihr Chris.

Alle Augen waren auf Sandra gerichtet, außer denen von Chris, der damit beschäftigt war, eine Handvoll Pommes in den Mund zu stopfen. »Könntest du das wiederholen?«, bat Sandra.

»Ich darf weitererzählen?«

»Ja, ja, mach weiter«, forderte Sandra ungeduldig.

Chris schloss die Augen und mit leiser Stimme trug er über Minuten hinweg die Passage aus Kapitel 19 des Romans vor. Die Stille am Tisch ließ den Vortrag wie eine Predigt wirken.

Blass im Gesicht, senkte Sandra den Roman. Dann sah sie zu Elias. »Wort für Wort«, murmelte sie.

Ihr Bruder beugte sich aus dem Rollstuhl zu ihr hinüber und griff nach den Seiten. »Chris, du willst mir doch nicht erzählen, dass du lesen kannst, darüber hinaus auswendig lernst?« Elias hörte sich ärgerlich, nein, eher verängstigt an, während sein Blick auf dem fünfjährigen Knirps ruhte. Dieser schien mit der allgemeinen Verwunderung nichts anfangen zu können, denn er aß genüsslich sein Lieblingsmenü weiter.

Kapitel 32: Der erste Schultag

Washington, D.C., September 2022

Nur wenige Monate, nachdem Chris aus dem Roman »Roots« rezitiert hatte, wurde er in der gleichen Grundschule, die auch seine Schwester besuchte, eingeschult.

Die jetzige Maret-Privatschule befand sich nördlich des Weißen Hauses, 3000 Cathedral Ave, NW. Ein imposanter, parkähnlich angelegter Schulkomplex, der an die moderne Umsetzung altenglischer Architektur erinnerte. Das geradlinige, helle Design der Gebäude war von einer Säulenarchitektur getragen und mit Runderkern ergänzt. Ende des 18. Jahrhunderts machten sich drei Schwestern von Genf aus auf den Weg, in ausländischen Schulen zu unterrichten. Während es die beiden Schwestern Louise und Jeanne nach Russland und auf die Philippinen verschlug, lehrte Marthe Maret, trotz ihrer Erblindung im zarten Alter von achtzehn, in Washington, D.C. Als dann die Schwestern Louise und Jeanne 1911 Marthe folgten, gründeten sie die Maret-Privatschule in der Hauptstadt der USA mit dem Ziel, der Schule internationales Flair einzuhauchen. Besagter Philosophie war man bis heute, 111 Jahre nach der Gründung, treu geblieben.

Aus dem Vorschulprogramm, der *preschool*, hatte Sandra ihren Sohn vor zwei Jahren – nach nur wenigen Tagen – wieder herausgenommen. Grund hierfür war, dass Chris meist

gelangweilt in der Ecke saß, ohne Interesse für die Spiele oder Bastelaufgaben zu zeigen, denen gleichaltrige Kinder mit Freude folgten.

»Mrs. Deloy ... Owen, Sandra Owen, wir hatten telefoniert.« Sandra streckte ihre Hand zur Begrüßung aus.

»Ah, Mrs. Owen! Nehmen Sie doch bitte Platz.« Freundlich deutete Mrs. Deloy auf den Stuhl vor ihrem Schreibtisch.

»Ihre Tochter geht in die zweite Klasse, richtig?«

Sandra nickte.

»Das Anmeldeformular für Ihren Sohn haben wir erhalten und ich freue mich schon, ihn kennenzulernen. So, wie die Planung derzeit aussieht, wird er in eine Klasse mit insgesamt vierzehn Schülern kommen – Ihren Sohn eingeschlossen.«

»Ist es eine gemischte Klasse?«

»Natürlich, Mrs. Owen. Weder im Geschlecht noch in der Hautfarbe machen wir hier an unserer Schule Unterschiede.«

»Das ... das freut mich, Mrs. Deloy.« Sandra stockte.

»Hegen Sie irgendwelche Zweifel, Mrs. Owen?«, fragte die Direktorin, der die Redepause der jungen Mutter nicht entgangen war.

»Nein, nein, keineswegs. Es sind nicht die Zweifel an Ihrem Schulsystem, die mich nachdenklich stimmen. Vielmehr ist es mein Sohn.«

»Ihr Sohn?« Mrs. Deloy runzelte fragend die Stirn und nahm ihre braune Hornbrille von der Nase.

»Es ist so, mein Sohn ist anders als die Kinder in seinem Alter.

Sowohl äußerlich als auch in seiner Entwicklung.«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht von Mrs. Deloy, deren Augen nun ohne Brille wesentlich kleiner wirkten. »Mrs. Owen, hierüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Wenn in unserer Schule *eines* ausgeschlossen ist, dann das Thema Rassismus. Wir leben die kultivierte Philosophie unserer Gründungsschwestern seit nunmehr über hundert Jahren.«

»Ich habe auch nicht die Befürchtung wegen *meiner* Hautfarbe«, erwiderte Sandra. »Vielmehr liegt es am, wie erkläre ich es am besten, abnormen Erscheinungsbild meines Sohnes. Er leidet – nein – das wäre falsch ausgedrückt ... Sagt Ihnen menschlicher Albinismus etwas?«

»Sie meinen, Ihr Sohn ist ein Albino?«, fragte Mrs. Doyle, wobei ihr just in diesem Moment die Härte der Betonung auf »Albino« peinlich war.

»Ja, in seiner Hautfarbe ähnelt er mehr einem Weißen als einem Schwarzen.«

»Aber wo liegt da das Problem?«, fragte Mrs. Doyle nun sanft, ebenso im Versuch, den vorherigen Fauxpas wieder wettzumachen.

»Das alleine ist es nicht, auch wenn man ihm den Albinismus ansieht. Chris ist jetzt sechs Jahre alt und er hat sich diametral anders entwickelt als seine Schwester.«

»Meira, ich kenne sie. Ein wirklich liebes und aufgewecktes Kind.«

»Ja, das ist sie und sie freut sich auch sehr darüber, dass ihr

Bruder jetzt ebenfalls in ihre Schule geht.«

»Na, dann ist doch alles perfekt«, lächelte Mrs. Doyle, hakte aber noch einmal nach: »Was verstehen Sie unter diametral anders?«

»Er liest«, flüsterte Sandra.

»Das ist doch toll. Etliche unserer Schüler kommen zu uns ins erste Schuljahr und haben bereits in der Vorschule etwas lesen und schreiben gelernt.«

»Sie verstehen nicht, Mrs. Doyle. Chris war nicht in der Vorschule und er liest auch nicht wie Kinder in seinem Alter. Die Bücher, die er ... die er regelrecht verschlingt, sind Romane, Erwachsenenromane, Sachbücher. Er löst Rätselaufgaben wie Sudoku in wesentlich kürzerer Zeit, als ich es je schaffen könnte.«

Die Pause, die nun folgte, kam Sandra wie Stunden vor und erschwerte ihre Atmung. »Das ist in der Tat ungewöhnlich«, stimmte Mrs. Doyle zu. »Einige der Eltern sitzen vor mir in der Überzeugung, dass ihr Sohn oder ihre Tochter hochbegabt sei. Meist machen sie es an Themen wie Rechnen, Schreiben, Lesen fest. Aber ich muss zugeben, noch niemand hat mir je berichtet, dass sein Kind in diesem Alter Romane liest.«

»Es gibt immer ein erstes Mal«, entgegnete Sandra schüchtern lächelnd.

»Nun gut, Mrs. Owen. Machen Sie sich hierüber keine Gedanken. Ich bin überzeugt, dass, sollte sich eine derartige Begabung Ihres Sohnes bestätigen, wir hierfür die richtigen

Mittel zur Verfügung haben und einen Weg finden, ihn, selbstverständlich in Rücksprache mit Ihnen, entsprechend zu fördern.«

In Rücksprache mit mir, dachte Sandra erleichtert. »Sie haben mich tatsächlich beruhigt, Mrs. Doyle. Mein Wunsch ist es, Chris so normal wie nur möglich zu erziehen. Das schließt die Schulbildung mit ein.«

»Dann sind wir uns ja einig. Gibt es sonst noch etwas, bei dem ich Ihnen behilflich sein kann?«

Die Unterhaltung mit der Direktorin Mrs. Doyle lag vier Wochen zurück, als Sandra neben ihrer Mutter in der großen Aula der Schule saß. Elias hatte seinen Rollstuhl, direkt neben dem Sitzplatz seiner Schwester, im Gang platziert. Die Aula, welche mit zahlreichen Stühlen gefüllt war, wurde von einer großen Bühne im vorderen Teil des Saals dominiert. Für Weihnachtsfeiern, Orchesteraufführungen, Musicals der Schüler und viele weitere Veranstaltungen war dieser theaterähnliche Raum bestens gerüstet. Heute stand die Einschulung der Neuzugänge auf der Tagesordnung. Während Eltern und Familienangehörige auf den hinteren Sitzreihen Platz fanden, saßen die jungen Schülerinnen und Schüler vorne, direkt vor der Bühne.

Sandra kannte bereits das »Aufnahmegeritual«, welches kurz und knapp vonstattenging. Einer kurzen Ansprache durch die Direktorin, die sowohl die Erstklässler als auch deren Angehörige begrüßte, folgte die Zuordnung der Schüler zu den

Klassenlehrern. Nach einer knappen Begrüßung der jeweiligen Lehrkraft wurden die zugeteilten Schüler namentlich aufgerufen. Sie sammelten sich an der Bühne, um anschließend ihren Lehrern zu den Klassenzimmern zu folgen.

Sandra schmunzelte erleichtert, als Chris und dreizehn weitere Schüler ihrer Lehrerin wie Entlein der Entenmutter hinterherliefen. Sein Äußeres stach aus der Gruppe hervor, doch Sandra konnte keinerlei negative Reaktion sowohl bei den Kindern als auch deren Eltern beobachten.

Chris stakste aufmerksam mit den Klassenkameraden der Lehrerin, Miss Rudolph, hinterher. Eine junge Lehrkraft, dachte er. Er schätzte sie auf Mitte zwanzig, also konnte sie noch nicht allzu lange als Lehrerin tätig sein.

Die Flure des Schulhauses waren angenehm gestaltet. Hie und da waren Glaskästen angebracht, die Werkarbeiten oder Bilder von Schülern höherer Jahrgangsstufen zur Schau stellten. Jede Ecke des Hauses war lichtdurchflutet, entweder durch große Fenster oder, wenn keine Möglichkeit bestand, mittels einer gefällig ausgewogenen Beleuchtung.

Nachdem sie durch ein imposantes Treppenhaus in den ersten Stock gelangt waren, folgten sie einem in Zitronengelb gestrichenen Flur, bis sie im rechten Flügel des Gebäudetrakts das Klassenzimmer erreichten. Schüchtern traten die Schüler hinter Miss Rudolph ins Zimmer. Direkt vor ihnen stand das Lehrerpult, dahinter eine gläserne Tafel, auf die sowohl geschrieben als auch über das in den Lehrertisch eingelassene

Arbeitsfeld projiziert werden konnte.

Wie am Haupteingang der Schule und sämtlichen Nebeneingängen waren beidseitig im Türstock der Klassenzimmertür Scanner eingelassen. Diese zeigten unmittelbar beim Betreten metallische Objekte an. So wurde sichergestellt, dass keine Waffen oder ähnlich gefährliche Gegenstände durch die Schüler und Studenten mitgebracht wurden. Chris fiel seit Betreten des Schulgebäudes ebenfalls die im gesamten Areal angebrachten Sicherheitskameras auf. Auch wenn sie sehr klein ausfielen, mit bloßem Auge kaum sichtbar, so spürte er ihre Anwesenheit – besser: die prüfenden Blicke des Personals, die über riesige, im Sicherheitsbüro montierte Screens jeden Winkel des Schulgeländes minutiös beobachteten.

Im Jahre 2019, also vor drei Jahren, hatte der Senat der Vereinigten Staaten, unter Mehrheit der Republikaner, ein Gesetz verabschiedet, welches diese Sicherheitsvorkehrungen an allen Schulen des Landes vorschrieb, ebenso wie das unauffällige Tragen von Handfeuerwaffen der Lehrkräfte. Miss Rudolph trug ebenfalls solch eine Schusswaffe, klein, verdeckt, doch Chris war die minimale Ausbuchtung unter der Kostümjacke, die ihre zierliche, sportliche Figur betonte, nicht entgangen.

»So, jetzt sucht sich jeder einen Platz, auf dem er heute sitzen möchte. Wir werden dann in den nächsten Tagen und Wochen die Sitzordnung ändern, falls es notwendig wird. Husch, husch, setzt euch!« Miss Rudolph lächelte den Schülern aufmunternd

zu, während sie eine widerspenstige Strähne ihres braunen, langen Haares aus der Stirn strich.

Die Zweiertische waren in drei Reihen zu je fünf Bänken aufgestellt. Flink fanden die Erstklässler einen Platz. Als Chris sich neben einen rothaarigen Jungen setzte, der neben Tausenden von Sommersprossen dicke, wulstige Lippen aufwies, rutschte dieser möglichst unauffällig auf den Stuhl des Nebentisches. Grinsend beäugte der untersetzte Junge Chris. Dann drehte er sich zu seinem neuen Banknachbarn, einem dünnen, dunkelhaarigen Jungen mit Nickelbrille, und flüsterte ihm etwas zu. Dieser schien allerdings wenig interessiert an dem, was der Rothaarige ihm mitzuteilen hatte. Mit gefalteten Händen saß die Nickelbrille nur da, abwartend, was als Nächstes kommen würde. Nachdem alle Kinder ihren Sitzplatz gefunden hatten, trat Ruhe ein.

Vierzehn Schüler, dachte Chris. Eine gerade Zahl. Irgendjemand musste also ebenfalls alleine sitzen. Vorsichtig blickte er um sich und entdeckte ein Mädchen, das direkt hinter ihm ebenso allein die Schulbank drückte. Schon in der Aula war es ihm aufgefallen. Das Mädchen trug weite Jeans, ein weißes T-Shirt, eine grüne Wollweste und Turnschuhe. Das brünette Haar, straff nach hinten gekämmt und zu einem Zopf gebunden, betonte eine hohe Stirn. Das augenscheinlichste Merkmal jedoch war die korpulente, unübersehbar dicke Figur. Er spürte förmlich die Unsicherheit des Mädchens, als sich ihre Blicke fanden. Mit einem kurzen, aufmunternden Augenzwinkern forderte Chris es

kopfnickend auf, einen Platz nach vorn, direkt neben ihn, zu wechseln. Schüchtern folgte das Mädchen seinem Angebot.

»Wunderbar.« Miss Rudolph klatschte einmal in die Hände, offensichtlich ihrer Freude Ausdruck verleihend, dass jedes der Kinder eigenständig einen Stuhl gefunden hatte. »Ich schlage vor, wir nutzen den Tag, um uns besser kennenzulernen. Für die ersten drei Jahre bin ich eure Lehrerin. Mein Name ist Daniela Rudolph und ihr seid meine erste Klasse, die ich auf diesem Weg begleiten darf. Meine Hobbys sind Lesen, Squash und den Urlaub verbringe ich am liebsten am Meer mit Tauchen. Jetzt kann jeder ein wenig von sich erzählen. Wir fangen am besten gleich mit dir an.« Damit lächelte sie aufmunternd einer Schülerin zu, die in der vordersten Reihe saß.

Das Gesicht des Mädchens verfärbte sich von zartrosa in ein tiefes Rot. »Mein ... mein Name ist Jodi Smith. Ich habe zwei ältere Brüder, die ebenfalls an dieser Schule sind. Meine Hobbys sind Spielen und Faulenzen.« Die Klasse lachte über letztgenanntes Hobby, was dazu führte, dass Jodi wie ein Feuermelder leuchtete.

»Sehr schön, Jodi. Faulenzen ist auch eine meiner Lieblingsbeschäftigungen.« Miss Rudolph strahlte sie an, was Jodi sichtlich erleichterte.

Nacheinander führte Schüler für Schüler aus, wie er hieß und was er am liebsten in seiner Freizeit unternahm. Dann war Rotschopf an der Reihe.

»Mein Name ist Scott Fitzgerald Hunt. Ich spiele Football und

lerne Karate.« Dabei schlug er eine schwammig-fette Faust in die Handfläche der anderen Hand. »Und dann bin ich der beste Rennfahrer auf meiner Playstation.«

»Sehr schön«, versicherte Miss Rudolph und nickte, um Chris anzudeuten, dass er als Nächster an die Reihe kam.

»Chris Owen. Ich verbringe viel Zeit mit meiner Familie, meiner Schwester Meira, Mom, Elias und Grandma. Ich lese viel und gerne.«

Miss Rudolph blickte in die roten Augen des neuen Schülers und spürte die funkelnde Kraft, die diese ausstrahlten. »Du liest gerne? Was liest du denn am liebsten?« Sie war von der Direktorin aufmerksam gemacht worden, dass Chris, wenn man seiner Mutter Glauben schenkte, außergewöhnlich war.

Sich seiner Begabung bewusst, überlegte Chris einen Augenblick, bevor er sprach. Im Versuch, nichts Unnatürliches von sich zu geben, antwortete er korrekt, wenngleich ausweichend: »Alles, was sich mir so bietet.«

»Und was wäre das?« Miss Rudolph ließ nicht locker und Chris fühlte geradezu ihre Neugier.

»Bücher halt«, gab Chris lapidar zur Antwort, während er ein wenig verunsichert zu Scott Fitzgerald blickte, der ihn mit zusammengekniffenen Augen musterte.

»Schön.« Miss Rudolph lächelte besänftigend, als sie zur letzten, für sie offenbar entscheidenden Frage ausholte. »Welches Buch hast du denn zuletzt gelesen?«

Jetzt gibt es kein Entrinnen, überlegte Chris. »Tom Jones. *Die*

Geschichte eines Findlings«, antwortete er wahrheitsgemäß.

Das Erstaunen hierüber spiegelte sich im Gesicht der Lehrerin wider. Sie hatte zwar von diesem Roman gehört, ihn aber nicht gelesen. Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Dann kommen wir zu dir – du musst Alica sein. Hab ich recht?«

Die Banknachbarin von Chris lächelte, während sie zustimmend nickte. »Ich heiße Alica Adams und bin bald sieben. Meine Hobbys sind ...«

»Hamburger«, flüsterte Scott Fitzgerald gerade so laut, dass es jeder in der Klasse hören konnte. Alle lachten des gemeinen Spaßes wegen, außer Chris, Miss Rudolph sowie Alica selbst.

»Scott Fitzgerald. Wie ich höre, hast du der Klasse etwas mitzuteilen. Allerdings ist es mir offenbar entgangen, dass ich dich um einen Beitrag gebeten habe.« Die knappe Ansage der Lehrerin saß. Mit eingezogenem Kopf war Scott nicht in der Lage, dem Blick von Miss Rudolph standzuhalten. Seine Gesichtsfarbe glich sich den roten Sommersprossen an. »Also, Alica, fang noch mal an!«

Doch Alica war außerstande, zu antworten. Zwei Tränen rollten ihr langsam über die feisten Wangen.

»Alica Adams. Sie heißt Alica Adams. Sie liebt es, morgens in den Garten zu gehen, dann, wenn sich die ersten Sonnenstrahlen im Tau der Blätter spiegeln. Ihr bester Freund heißt Sammy, ein munterer Cocker Spaniel, der ebenfalls mit in den Garten kommt. Wenn sie nicht gerade ihrer Mutter helfen muss, malt sie gerne. Bunte Bilder von Regenbogen und hohen Bergen.«

Alica blickte verwundert und mit offenem Mund ihren Banknachbarn an.

»Danke, Chris. Wie ich sehe, kennt ihr beiden euch schon länger. Jetzt zu dir.« Miss Rudolph deutete auf den nächsten Schüler.

Nachdem sich alle der Klasse vorgestellt hatten, verteilte Miss Rudolph weiße Blätter mit Buntstiften und bat ihre Schützlinge, den jeweiligen Sitznachbarn zu malen. Gelächter erfüllte das Klassenzimmer, als die Kinder an der Entstehung von vierzehn Portraits arbeiteten.

Chris fand, dass Alica ihn gut getroffen hatte. Sie löste das Problem der Darstellung seiner hellen Haut, indem sie nur die Konturen mit schwarzem Bleistift malte. So hatte der Betrachter es selbst in der Hand, die Hautfarbe zu bestimmen. Neben einer komisch aussehenden Nase, die mehr einer Litfaßsäule glich, stachen die Augen aus dem Bild hervor. Sie waren im Gegensatz zu der mit schwarzem Stift gemalten restlichen Zeichnung durch rot leuchtende Kreise dargestellt.

Als Miss Rudolph durch die Bankreihen lief, blieb sie am Platz neben Chris stehen. Das, was sie auf dem Bogen des Schülers gezeichnet sah, verschlug ihr den Atem. Das war kein Gesicht, wie es ein Sechsjähriger malt! Vielmehr glich es einem flüchtigen Entwurf der großen Meister des 18. oder 19. Jahrhunderts. An dem gekonnten Strich erkannte man auf Anhieb Alica, auch wenn sie auf dem Portrait wenigstens zwanzig Pfund weniger zu wiegen schien.

»Erstaunlich, Chris. Du hast verschwiegen, dass Malen ebenfalls zu deinen Hobbys zählt.« Sie drehte sich zur Klasse, als ein klangvoller Gong die Pause einläutete. »Kinder, ich gehe vor und zeige euch den Park, den ihr in den Pausen aufsuchen könnt. Nehmt eure Brote, oder was ihr sonst zu essen dabei habt, mit.«

Lautes Gepolter und Stimmengewirr hatte den Flur außerhalb des Klassenzimmers eingenommen. Dutzende Schüler aller Altersstufen drängten Richtung Erdgeschoss, hinaus aufs freie Gelände. Nachdem sie draußen angekommen waren, packte Chris seinen Müsliriegel aus und bot Alica an, zu teilen.

»Danke, aber ich habe selbst etwas mit.« Sie zog ein Knäckebrötchen aus der Tasche, welches mit einer Scheibe trocken aussehender Wurst belegt war. Eindringlich sah Alica Chris an. »Woher weißt du, dass ich morgens in den Garten gehe und wie mein Hund heißt?«

»Ich weiß es eben«, grinste Chris und schob den Rest des Riegels in den Mund.

»Du weißt es eben?«, fragte Alica.

Chris nickte.

»Egal, woher du es weißt, danke.« Alica lächelte.

Kapitel 33: Der Besuch

Washington, D. C., Oktober 2022

»Bitte, kommen Sie herein.«

»Schön, dass Sie die Zeit gefunden haben, Mrs. Owen.«

»Wenn ich über etwas verfüge, dann ist es Zeit, Miss Rudolph«, grinste Sandra. »Na ja, die Kinder rauben sie einem schon.«

»Sind sie denn hier?«, fragte Miss Rudolph.

»Nein; Marc, mein Schwager, ist mit ihnen zum Footballspiel der Redskins gefahren. Somit haben wir alle Zeit der Welt. Wollen wir Tee auf der Terrasse trinken? Es ist ja noch angenehm warm im Freien.«

Miss Rudolph folgte Sandra in den Garten und nachdem diese den Tee eingeschenkt hatte, machten es sich beide in den Gartenstühlen bequem.

»Unsere Direktorin, Mrs. Doyle, hatte mich bei der Einschulung schon auf Chris aufmerksam gemacht. Sie schilderte mir das Gespräch, welches sie mit Ihnen geführt hatte.«

Sandra schwieg, denn bis hierher waren ihr diese Fakten bekannt.

»Sie fragen sich bestimmt, warum ich heute hier bin.«

»Ich hoffe, Sie werden es mir gleich verraten«, antwortete Sandra.

»Mrs. Owen, zugegeben, ich bin noch eine junge Lehrkraft; also, was ich damit sagen will, ist: Mein Erfahrungsschatz Schüler betreffend hält sich gewiss in Grenzen, doch man braucht kein Hellseher zu sein, um die fantastische Entwicklung von Chris zu erkennen.«

»Sie sagen es«, erwiderte Sandra, noch immer im Dunkeln tappend, worauf Miss Rudolph hinauswollte.

»Chris ist definitiv seinen Altersgenossen um Jahre voraus.«

»Um wie viele Jahre?«, hakte Sandra nach.

»Genau das ist der Punkt, warum ich um das Gespräch gebeten habe. Ich kann es Ihnen nicht sagen. Und eben das birgt eine enorme Gefahr.«

»Von welcher Gefahr sprechen Sie? Doch nicht von Chris ausgehend?«

»Nein, nein, verstehen Sie mich nicht falsch! Meine Befürchtung ist, dass Chris in die falschen Hände gerät. Noch nie habe ich einen sechsjährigen Jungen mit derart herausragenden Fähigkeiten erlebt. Tatsächlich existieren Einrichtungen, welche speziell für Hochbegabte konzipiert sind. Doch ist es wirklich das, was Sie für Ihren Sohn wollen?«

»Ich bin mir nicht sicher, Miss Rudolph. Was hätte es für Konsequenzen?«

»Wenn Sie meine ehrliche Meinung hören wollen, schockierende. Gleich einem Versuchskaninchen rauben wir ihm seine Jugend. Er mag zwar ausgesprochen intelligent sein, doch für die Entwicklung eines Kindes ist das soziale Umfeld der

Familie und Freunde durch nichts anderes ersetzbar.«

»Sie glauben, man würde ihn mir wegnehmen?«

»Ich befürchte ja. Mein Gefühl sagt mir, Chris ist einzigartig. Es würde mich nicht wundern, wenn er mit sieben zu studieren beginnen würde.«

»Nun übertreiben Sie aber«, lächelte Sandra die Lehrerin an. Doch Miss Rudolph blieb ernst. »Ich übertreibe nicht, Mrs. Owen.«

»Jetzt machen Sie mir Angst«, erwiderte Sandra.

»Dann sind wir schon zu zweit, doch ich habe einen Vorschlag.« Interessiert blickte Sandra zu Miss Rudolph. Diese beugte sich über den Tisch und flüsterte, als ob sie einer konspirativen Sitzung beiwohnte. »Was, wenn ich Chris in meine ganz besondere Obhut nehmen würde? Natürlich gemeinsam mit Ihnen. So wäre sichergestellt, dass wir allzeit die Kontrolle behalten und Chris nicht wie eine Laborratte behandelt wird.« Mit großen Augen blickte Miss Rudolph erwartungsvoll zu Sandra.

»Ich denke darüber nach und bespreche das mit der Familie. Im Besonderen mit Chris. Wie sähe denn Ihre – wie sagten Sie – Obhut aus?«

»Chris geht weiterhin in meine Klasse. Wir sollten mit ihm besprechen, dass er möglichst unauffällig bleibt. Um seine Talente kümmere ich mich in meiner Freizeit. Das würde bedeuten, dass wir uns häufiger sehen, da ich das nicht auf dem Schulgelände durchführen möchte. Am besten hier bei Ihnen.

Wir haben Platz und Sie hätten ständig die Übersicht. Wie hört sich das für Sie an, Mrs. Owen?«

Sandra überlegte kurz. Dann sagte sie: »Sandra. Nennen Sie mich Sandra.«

Kapitel 34: Heimlichkeiten

Obwohl gerade einmal sechs Jahre alt, begriff Chris vom ersten Augenblick an, worauf seine Mutter und die Lehrerin Miss Rudolph abzielten. Daran, dass er in seinem Alter sowohl fließend schreiben als auch lesen konnte, fand er nichts Außergewöhnliches. Ebenso empfand er sein künstlerisches Geschick als Normalität, auch wenn er erkannte, dass gleichaltrige Kinder wesentlich unsicherer und unpräziser vorgingen. Für ihn schien die Welt auf den Kopf gestellt. Betrachtete man ihn als bemerkenswertes Genie, so empfand er vielmehr die Menschen um sich herum als ... eben untalenterter.

»Ich soll mich im Unterricht nicht vordrängeln, sondern zurückhalten?«

»Ja, genau so gehen wir vor«, sagte Miss Rudolph. »Sicher langweilst du dich bei dem, was ich deinen Mitschülern als Unterrichtsstoff vermitteln werde. Doch du musst dieses Gefühl verbergen und so tun, als ob du wie die anderen Schritt für Schritt dazulernst.«

»Dann werde ich mich verstellen. Wird bestimmt spaßig«, lächelte Chris seine Mutter an.

»Nachmittags treffen wir uns viermal die Woche hier; dann werden wir dein vorhandenes Wissen und Können weiter vertiefen. Du erhältst sozusagen Privatunterricht von mir.«

»Und keiner darf davon erfahren?«

»Keiner«, schaltete sich jetzt Sandra ein. »Außer der Familie und Daniela weiß niemand Bescheid.«

Dass seine Mutter die Lehrerin mit Vornamen ansprach, war ihm bisher entgangen. Chris gefiel der Vorschlag. Mit den anderen Kindern aus der Schule zu spielen, langweilte ihn. Ausgenommen Meira. Seine Schwester betrachtete ihn mit Stolz und er fühlte sich durch die Aufmerksamkeit, die sie ihm entgegenbrachte, geschmeichelt. Stundenlang erzählte er ihr Geschichten, die er zuvor gelesen hatte. Wenn es indes darum ging, über diese Geschichten und deren Inhalte nachzudenken, sich darüber zu unterhalten, verebbte das Interesse der Schwester. Noch war sie nicht so weit, seinen Überlegungen zu folgen. Sicher würde es mit Miss Rudolph spannend werden. Zweifellos würde sie ihm dabei helfen können, Themen, an denen er scheiterte – was ihn teilweise grimmig stimmte –, so zu erklären, dass auch er sie verstand. Würde Miss Rudolph auch das andere, das »Ding«, deuten können? War sie in der Lage, ihm das in seinem Kopf zu erklären? Sollte er sich ihr überhaupt anvertrauen? Im Internet hatte er heimlich über Hannibal Lecter gelesen. War er bei dem, was sich ab und an in seinem Kopf abspielte, ebenso verrückt wie Hannibal? Würde man ihn auch wegsperren, sollte er sein Geheimnis preisgeben?

Kapitel 35. Die Pause

Chris fand sich in der Rolle des »durchschnittlichen«
Erstklässlers sehr gut zurecht und bewies schauspielerisches
Talent – ganz zum Wohlgefallen seiner Lehrerin, die ebenfalls
zur perfekten Inszenierung beitrug. Einzig Alica Adams,
seine Banknachbarin, schien das Theaterspiel zu durchschauen.
Zumindest vermutete Chris dies, da sie ihn hin und wieder
seltsam wissend betrachtete. Alica war auch die Einzige in
der Schule, mit der Chris intensiver in Kontakt kam. Ebenso
freundete sich Meira mit Alica an, da sie die Pausen häufig zu
dritt im Park des Schulgeländes verbrachten.

Wie in vielen Schulklassen, gab es auch in Chris' Klasse einen
Pausenc clown. Daneben einen, der sich von allen anderen Respekt
erkämpfte und vor dem jeder in Habachtstellung ging. Der Rest
der Klasse gruppierte sich entweder zu den Außenseitern oder zu
den eher unauffälligen Mitläufern. Wie sich herausstellte, nahm
Tom ideal die Rolle des Kaspers ein. Keine Minute verging,
in der er nicht versuchte, durch – zugegebenermaßen dämliche
Kommentare – im Mittelpunkt zu stehen.

Außenseiter waren, wie nicht anders zu erwarten, Chris und
seine Banknachbarin Alica. Schnell hatten beide Spitznamen
weg, ärgerlich, doch unausweichlich. »Spook« oder »Spooky«
spielte auf die blasse Gestalt wie auch auf Chris' rote Augen an.
Dieser konnte damit leben. Härter traf es Alica, wenn ihr »Miss

Piggy« hinterhergerufen wurde. Sie zuckte jedes Mal zusammen und litt sichtlich unter dem Spott der Klassenkameraden.

Die große Ausnahme war »Hulk«, der den Namen für sich selbst gewählt hatte und darauf bestand, eben so angesprochen zu werden. »Hulk« war niemand anderes als Scott Fitzgerald, den den Respekt aller Mitschüler in nur wenigen Tagen erlangt hatte. Ein jeder, der in seinen Fokus geriet, wurde mehr oder weniger drangsaliert. Das Eigentum der Klassenkameraden zählte für »Hulk« nicht. Stifte, Pausenbrote – wenn er etwas wollte, griff er danach. Wehrte sich der- oder diejenige, gab's Prügel.

Tom, der Clown, und Scott Fitzgerald hingen meistens gemeinsam ab. Während »Hulk« sich als König aufspielte, erfüllte Tom die Rolle des Hofnarren.

Im wiesengrünen Park des Schulgeländes teilten sich die Schüler der unterschiedlichen Altersstufen in den Pausen ihre Reviere ein. So hielten sich die unteren Jahrgangsstufen in der Nähe des Schulgebäudes auf, während die älteren weiter entfernt ihre Ruhe suchten, um unter sich zu sein.

»Du bist dran«, lachte Meira und sah zu Alica, die neben ihr unter einer ausladenden Ulme saß.

Alica wirkte etwas verlegen. Noch immer begriff sie die Regeln des neuen Kartenspiels, welches Chris mitgebracht hatte, nicht so recht. Daher lugte dieser ihr über die Schulter und tippte auf jene Spielkarte, die dem bunten Bild nach am sinnvollsten zu legen war.

»Du sollst ihr nicht immer helfen«, protestierte Meira, aber

am Grinsen der beiden erkannte sie, dass ihr Einwand wenig Gehör fand.

»Mist, jetzt hat Alica schon wieder gewonnen«, schimpfte Meira, doch ihre Wut hielt sich in Grenzen.

Nun war Chris an der Reihe, die Karten neu zu mischen, als er von Weitem Scott Fitzgerald in Begleitung seines Schattens Tom herannahen sah. »Hulk« baute sich zusammen mit seinem Freund drohend vor der Dreiergruppe auf. »Na, was spielen die Babys denn da? Karten? Miss Piggy, kannst du die mit deinen Wurstfingern denn überhaupt halten?« Scott stieß Tom höhnisch lachend in die Seite. Dieser blähte die Backen, während seine Augäpfel hervortraten.

»Du bist ja soo fett, Miss Piggy. Auf einer Ranch hätten sie dich längst geschlachtet.« Tom begann wie ein Schwein zu quieken.

»Lasst uns in Ruhe«, fuhr Chris sie an.

»Ach, Spooky kann reden«, gab Scott von sich. »Du willst wohl eine, was?« Wie immer schlug Scott seine Faust in die Handfläche, um zu demonstrieren, was für ein toller Hecht er war.

Keiner der drei gab etwas zur Antwort. Chris mischte weiter seelenruhig die Karten, spürte jedoch, dass Scott nicht von ihnen lassen würde.

»Spooky ist ein Angsthase, Spooky ist ein Angsthase«, begann Scott zu spötteln. Dabei stieß er mit seinem Turnschuh mehrfach an Chris' Oberschenkel.

»Hör bitte damit auf«, ermahnte Chris ihn und sah Scott direkt in die Augen. Doch Scott spornte die Gelassenheit des Klassenkameraden geradezu an. Er holte aus, um Chris einen heftigeren Tritt zu verpassen. Blitzschnell fuhr Chris' Hand zur Seite und er bekam Scotts Fuß zu fassen. Ebenso flink war Chris auf den Beinen. »Scott, ich will mich nicht mit dir streiten. Lass uns einfach in Ruhe und verschwinde.« Meira und Alica saßen verängstigt auf dem Rasen.

»Ich will mich nicht streiten«, äffte Scott die Worte von Chris nach. »Hulk« war in seinem Element. Als auch noch andere Kinder, die das Gerangel beobachteten, hinzutraten, hatte er das Publikum auf seiner Seite. Mit der Rechten stupste er Chris an der Schulter. »Na, was willst du jetzt machen?«, fragte Scott hämisch.

Chris blickte dem Klassenkameraden tief in die Augen. Wieder holte Scott aus, um ihn zu stoßen. Doch dieses Mal hielt Chris dagegen, fasste nach der Hand des Widersachers und zog diesen zu sich heran. »Ich werde mich nicht prügeln, hörst du!« Dann waren Chris' Lippen direkt am linken Ohr Scotts. Keiner der Umstehenden hörte, was er flüsterte. Allerdings erstaunte es die Schaulustigen, dass »Hulk« wie versteinert wirkte und jegliche Farbe aus seinem Gesicht wich. Nur wenige Augenblicke später ließ Chris von Scott ab, setzte sich neben seine Schwester und begann von Neuem die Karten zu mischen. Tom starrte zu Scott. Sein Freund stand da wie zu einer Eisskulptur gefroren, bevor er Tom wortlos am Ärmel zupfte,

um dann eiligst das Weite zu suchen.

»Was hast du ihm zugeflüstert?«, fragte Alica.

»Nichts weiter«, entgegnete Chris. »Lass uns weiterspielen.«

Fragend blickten sich Meira und Alica an.

Seit diesem Tag, diesem Zusammentreffen, wagte es Scott nicht mehr, die Hand gegen Chris oder dessen Freunde zu erheben.

Scott spürte den warmen Atem von Chris an seinem Ohr, als er die wispernde Botschaft vernahm, die ihn bis ins Mark erschreckte. Es waren zunächst nicht die Worte von Chris, nein, es waren die seines Vaters.

»Scott, wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst deinen Baseballschläger nicht im Garten liegen lassen? Komm her, du Mistkerl, ich werd dich lehren, pfleglich mit den Sachen, die ich mit meinem sauer verdienten Geld gekauft habe, umzugehen!« Chris sprach weiter: »Lass dich nicht von deinem Vater schlagen. Er darf auch nicht die Hand gegen deine Mutter erheben! Hörst du? Sprich mit Miss Rudolph! Bitte sie um Hilfe!«

Kapitel 36: Privatstunden

»Wenn du liest, Chris, beschreibe mir, was du dir dabei denkst und wie sich der Text in deinem Geist bildet.«

»Was genau wollen Sie von mir wissen, Miss Rudolph?« Chris schien die Frage zu verunsichern.

»Schau mal, Chris. Wenn ich lese, dann wandern meine Augen von Wort zu Wort. Die Worte bilden Sätze und diese wiederum einen zusammenhängenden Text.«

»Genauso ist es doch auch bei mir, oder?«

»Sicher, mit dem Unterschied, dass du das Gelesene anscheinend anders im Kopf behältst, als es bei mir der Fall ist. Wenn ich mir etwas merken möchte, muss ich mich sehr konzentrieren. Auch muss ich den Text mehrmals lesen, bevor ich ihn behalte. Man nennt dies ‚auswendig lernen‘.«

Aha, dachte Chris. Bei mir ist also doch etwas kaputt im Kopf. Darauf wollte Miss Rudolph hinaus. Seine Verunsicherung wuchs. Miss Rudolph neigte den Kopf zur Seite und blickte Chris fragend an. »Was ist?«, fragte er.

»Okay, anders herum. Kannst du mir erklären, was sich vor deinem geistigen Auge abspielt, wenn du ein Buch weglegst, dessen Text aber auswendig deiner Schwester erzählst?«

»Der Text ist nicht weg. Ich sehe ihn doch noch vor mir, auch wenn ich das Buch nicht mehr vor mir habe.« Dem kleinen farblosen Chris lief eine Träne über die Wange. »Miss Rudolph,

bin ich krank im Kopf? Ich weiß ja, dass ich anders bin. Aber für mich sind diese Dinge ganz normal. Muss ich ins Gefängnis, so wie Hannibal Lecter?«

Der jungen Lehrerin ging bei diesen Worten das Herz auf. Erst jetzt erkannte sie den gewaltigen Irrtum, dem sie und wahrscheinlich das gesamte soziale Umfeld von Chris aufgesessen waren. Ja, Chris hatte Fähigkeiten, die mit nichts und niemandem in seinem Alter zu vergleichen waren; dennoch: Chris war ein sechsjähriger Junge, der erkannte, dass er Gaben besaß, die ihn von anderen Menschen unterschieden. Und genau diese Tatsache machte ihm Angst! Vorsichtig nahm Miss Rudolph Chris in den Arm. Sie spürte die Wärme, die von ihm ausging, als er die schlanken Ärmchen um ihren Hals schlang. Nicht nur seine Körperwärme nahm sie wahr, vielmehr glaubte sie, die Kraft seiner Aura zu erleben. Liebevoll strich sie ihm durchs Haar.

»Zuallererst nennst du mich außerhalb der Schule Daniela, während der Schulstunden natürlich weiterhin Miss Rudolph, sonst wundern sich alle. Und nein, du musst keineswegs ins Gefängnis, wobei die Romanfigur Hannibal Lecter mehr in eine Psychiatrie gesteckt gehört, und ebenfalls nein, du bist kein bisschen krank im Kopf! Das Gegenteil ist der Fall. Mach dir darüber keine Sorgen. Weißt du, es ist ungefähr so: Stell dir vor, die ganze Welt wäre ein Vogelnest; wenn der Sperling Eier legt, dann schlüpfen nach wenigen Wochen ganz kleine, junge Sperlinge, Babysperlinge, vergleichbar mit den Menschen auf

unserer Erde. Nun gibt es aber kleine Sperlinge, denen wachsen die Flügel etwas schneller, anderen wachsen sie eben ein wenig langsamer. Dennoch können sie alle irgendwann fliegen. Und nun wird ein Babysperling geboren, der Chris heißt. Nach nur wenigen Tagen hat er schon so ausladende Flügel, dass er weiter und höher fliegen kann als seine Spatzeneltern. Darüber sind aber die Spatzeneltern ganz, ganz glücklich, denn sie wissen, dass sie ein sehr besonderes Spatzenbaby haben.«

Chris löste sich aus der Umarmung, blickte stirnrunzelnd zu seiner Lehrerin und prustete los. Die Tränen, die nun aus seinen Augen schossen, waren keine der Bekümmernung, es waren die eines Lachanfalls. »Sie reden mit mir, als wäre ich ein kleines – ein kleines Babykind.«

Miss Rudolph musste ebenfalls lachen, da ihr bewusst wurde, wie albern sich die Worte für Chris angehört haben mussten. Doch eines hatte sie erreicht: Sie gewann einmal mehr Chris' Vertrauen.

Nachdem sie sich wieder beruhigt hatten, versuchte Chris auf die Frage zuzugehen, die er noch nicht beantwortet hatte: »Miss Rudolph, Daniela, ich sehe alles in meinem Kopf, so als läge das Buch aufgeschlagen vor mir. Selbst wenn die Buchseite einen Fleck gehabt hat, erkenne ich diesen. Mir reicht es völlig aus, wenn ich den Text einmal lese.«

»Siehst du, das ist für dich ganz normal. Andere – vielleicht gibt es ja Ausnahmen, die mir nicht bekannt sind – können das halt nicht. So hast du eben größere Flügel als wir. Wie groß sie

tatsächlich sind, das erforschen wir beide gemeinsam. Okay?«

Chris nickte erleichtert.

Daniela stellte einen genauen Plan auf. Zuallererst ging es ihr um die Themenbereiche. Neben Lesen und Schreiben waren dies Algebra, Geometrie und auch Kunst. Zusätzlich schien ihr die Erfassung der Zusammenhänge von Bedeutung. Noch immer war es Daniela nicht klar, ob Chris über ein ausgeprägt fotografisches Gedächtnis verfügte, oder ob er den Kontext des Gelesenen korrekt zu deuten in der Lage war. Der Privatunterricht stellte für beide in den kommenden Monaten ein faszinierendes Abenteuer dar. Während Chris endlich ein Gegenüber hatte, mit dem er sich austauschen konnte, lernte Miss Rudolph, dass ihr Schützling weit mehr als ein fotografisches Gedächtnis besaß. Schlussfolgerungen, die er zog, regten selbst sie zu neuen Erkenntnissen an. Jeden Abend, wenn sie in ihrem kleinen Apartment saß, notierte sie gewissenhaft sämtliche Ereignisse und Fortschritte in einem tabellarischen Tagebuch. Das Ereignis, welches sie am darauffolgenden Tag protokollieren würde, sollte ihr den Atem rauben.

Kapitel 37: Ego

Seit seiner Geburt kannte Chris diese – wie er sie bezeichnete – Dämmerzustände. Weder schlief er in jenen Momenten, noch war er wach. Diese traumähnlichen Zustände machten ihm zu schaffen. Er verspürte keine Angst; vielmehr schien es so, als wäre er in besagtem Augenblick eine andere Person. Der gute Freund saß vor ihm in seinem Zimmer, während Chris ihn im Schneidersitz vom Bett aus betrachtete.

»Raphael ist verzweifelt. Noch immer wartet er auf den Befehl von Thron.« Michail sprach zu Chris, ohne die Lippen bewegen zu müssen.

»Er wird kommen, dessen bin ich sicher. Warum sonst wäre ich hier?«

»Du fehlst in Immerzeit. Raphael glaubt nicht an deine Existenz! Er verhöhnt und verspottet dich, während er weiterhin seine gottlose Gewalt sät.«

»Es ist keine gottlose Gewalt, Michail! Raphael ist die Kehrseite der Medaille. Die Duplizität. Wie sonst sollte Throns Verkündung Gewissheit werden? Das Gute muss wieder Gewicht erlangen! Nur, wie das Gute erkennen? Ohne Vergleich kannst du das Helle nicht vom Dunkel unterscheiden, das Süße vom Sauren.«

»Aber der Mensch sollte doch wissen, was Gut und Böse ist! Die Geschichte lehrt es ihn.«

»Was habe *ich* dich gelehrt? Was unterscheidet die Menschen von den Seelen in Immerzeit?«

Michail kannte die Antwort. »Der Egoismus des Einzelnen«, flüsterte Michail.

Kapitel 38: Chris' Geheimnis

»Was ist los, Chris? Mir scheint, du hast heute keine so rechte Lust auf unsere Arbeit.«

Sie saßen im Kinderzimmer von Chris, welches so gar nicht dem eines Sechsjährigen entsprach. Vielmehr vermittelten die deckenhohe Regalwand mit den vielen Büchern wie auch das Notebook auf dem Schreibtisch den Eindruck des Arbeitszimmers eines Collegestudenten.

»Möchtest du, dass ich dir eine Limo hole, oder wollen wir eine Pause machen? Du kannst gerne ein wenig zu Meira in den Garten.«

Nach wie vor starrte Chris seitlich an Daniela vorbei und es schien, als nähme er die Anwesenheit seiner Lehrerin nicht wahr. Dann blickte er ihr direkt in die Augen. Seine roten Pupillen weiteten sich. »Du kannst ihn nicht sehen, stimmt's?«

»Was meinst du, Chris?«

Sein Blick wandte sich kurz von ihr ab, dann sah er ihr abermals in die Augen. »Wir sind nicht alleine.«

»Du meinst, es ist noch jemand hier?«

Chris nickte.

Verwirrt blickte sich Daniela im Zimmer um. »Aber hier ist niemand.«

Chris' kleines Ärmchen deutete auf die hintere Ecke des Raums. »Michail ist wieder da.«

»Michail?« Daniela wandte ihren Blick in Richtung Wand, auf die der Finger nach wie vor zeigte. »Du willst damit sagen, da steht jemand, den du sehen kannst?«

»Ja«, war die lapidare Antwort ihres Schützlings.

»Und wer ist dieser Michail?«

Etwas verständnislos blickte der Kleine zu Daniela, als er aufzuzählen begann: »Gabriel, Uriel, Raphael und eben Michail.«

Als studierte Lehrkraft mit der christlichen Lehre vertraut, gruppierte sich Daniela eher in die Kategorie der Agnostiker ein, also jener, die sich nicht ausdrücklich zu *etwas* bekennen. Sie lehnte weder eine Gottesvorstellung ab noch hielt sie es für unmöglich, dass neben der »realen Welt« etwas anderes, Mächtigeres existierte. Doch die aufgezählten Namen waren ihr vertraut. »Sprichst du von einem Engel?«

»Erzengel. Erzengel Michail«, korrigierte Chris die Frage.

»Erzengel Michail ist also dein Freund. Und er steht direkt da drüben.« Ohne sich umzudrehen, nickte Daniela mit ihrem Kopf nach hinten zur Wand. Stumm bejahte Chris durch seinen Blick die Frage. »Ist dies das Geheimnis, von dem du mir erzählen wolltest?« Das Leuchten in Chris' Augen verriet Daniela, dass sie ins Schwarze getroffen hatte. Sie überlegte kurz, wie sie mit dieser seltsamen Information umgehen sollte. »Wie habt ihr euch denn kennengelernt?«

»Ich habe ihn gerufen und erklärt, dass er mir zur Seite stehen muss.«

»Dir zur Seite stehen?« Daniela sah Chris entgeistert an.

Dieser überlegte kurz und beschloss, dass er womöglich schon zu viel preisgegeben hatte. »Jetzt würde ich doch gerne in den Garten zu Meira gehen«, wiegelte er daher ab.

»Nur einen kurzen Augenblick noch, Chris. Michail ist also dein Freund, weil du ihn gerufen hast. Wie lange kennst du ihn denn schon?«

»Schon lange. Da war ich noch nicht hier.«

»Was meinst du damit, du warst noch nicht hier?«, fragte Daniela verdutzt.

»Na, eben nicht hier.«

»Wo warst du denn, als du ihn kennengelernt hast?«

»Ich fand ihn im Schützengraben, als ich direkt aus Immerzeit kam.«

Völlig verwirrt starrte Daniela den Kleinen an. »Schützengraben, Immerzeit? Ich verstehe nicht!«

Chris dachte nochmals nach, dann traf er eine Entscheidung. Sicher würde es ihm besser gehen, da Daniela ihm doch versichert hatte, nicht krank im Kopf zu sein und auch nicht eingesperrt zu werden.

»Als ich nach Immerzeit kam, hat mir Aba von meiner Aufgabe erzählt. Also suchte ich Michail auf, der zum Mensch geworden war und gegen die Deutschen kämpfte. Dort im Schlamm des Schützengrabens fand ich ihn, gerade als er seinen Bruder Pjotr verlor. Als Michail wenige Stunden nach unserem Treffen nach Immerzeit zurückkehrte, hielt er den Schwur mir

gegenüber und seither sind wir Verbündete.«

»Was ist Immerzeit, Chris?«

»Immerzeit ist hier und jetzt. Das Reich der Seelen – der Sperlinge.«

»Das Reich der Seelen und Sperlinge?«, wiederholte Daniela flüsternd. »Warum kann ich Michail nicht sehen?«, bohrte sie weiter.

Chris zuckte die Schulter. »Es ist das Reich von Thron. Zeitlos, denn von dort werden sie kommen.«

»Du sprichst in Rätseln«, meinte nun Daniela, der es allmählich unheimlich wurde. In ihr keimte Misstrauen auf. Was, wenn Chris sich das Ganze nur ausgedacht hatte, seine Vorstellungskraft ihm selbst einen Streich spielte? »Könnte es sein, dass du dir das Ganze nur einbildest?«, fragte sie daher.

»Zuerst hatte ich Angst davor. Ich wusste selbst nicht, wo die Grenze dessen ist, was ich sehe. So, als ob es zwei Chris in mir gibt. Schon als Säugling konnte sich der eine Chris in mir mit Michail unterhalten. Mehr und mehr erkannte ich, wer ich war und wer ich bin. Wir sind eins. Chris aus Immerzeit bin ich hier auf Erden. Und Michail steht mir zur Seite.«

»Also bist du dir sicher, dass es keine Einbildung ist?«, hakte Daniela nach, im Wissen, dass, egal was Chris ihr noch alles offenbaren würde, es dennoch ein Fantasiegebilde sein könnte.

Chris sah ihr tief in die Augen, dann wandte sich sein Blick zu Michail. Minutenlang starrte er wie hypnotisiert die Wand an. Als er wieder zu Daniela sah und sprach, waren seine Worte fest

und überzeugend: »Nur weil du nicht sehen kannst, bedeutet dies kein Negieren der Existenz. Die Fantasie, der Glaube sind feste Bestandteile unseres Seins. Ergebenheit, die den Menschen mehr und mehr abhandenkommt. Ich spüre, was du denkst. Ebenso deine Unsicherheit. Diese empfand ich gleichermaßen zu Beginn meiner Erkenntnis. Frage Lea, sie hat Michail gesehen und sprich mit Olivia über Aba. Sie kennen sich. Dann kehrt auch dein Glaube zurück. Doch kein Wort zu meiner Mutter – hörst du.«

Daniela war wegen der Rhetorik wie auch des Inhalts von Chris' Aussage verstört. Dies entsprach so gar nicht einem Sechsjährigen. »Warum darf Sandra nichts davon erfahren?«

»Sie ist noch nicht so weit. Doch es soll nicht mehr lange dauern, bis sie die ganze Wahrheit erfährt.«

Die Wortwahl, dieser Junge, wie er mit schneeweißer Haut und leuchtend roten Augen vor ihr saß, die Vorstellung eines unsichtbaren Erzengels im Nacken – Daniela lief ein Schauer über den Rücken. »Das ist ganz schön starker Tobak! Lass uns für heute Schluss machen!« Daniela rang sich ein Lächeln ab.

»Hab doch keine Angst vor mir«, kam die kindliche Bitte von Chris.

Zu Hause angekommen, nahm Daniela eine heiße Dusche. Mit Wollsocken, Jogginghose und kurzem grauem Shirt saß sie mit angewinkelten Beinen in ihrem Bett. Sie schloss die Augen und ließ das heutige Gespräch Revue passieren. Ihr stellten sich sprichwörtlich die Nackenhaare auf, als sie die Unterhaltung mit Chris Wort für Wort zu Papier brachte.

Kapitel 39: Olivia und Fredrik

»Schön, dass wir uns kennenlernen, Miss Rudolph. Unsere Schwiegertochter ist ja ganz begeistert von Ihnen.«

»Danke für die Blumen.« Daniela fühlte sich einerseits geschmeichelt, andererseits auch eingeschüchtert, jenem Mr. Haskins gegenüberzusitzen, der eine der größten Warenhausketten des Landes, Haskins Corporation, sein Eigen nannte. Gerade eben war sie per Aufzug direkt in das luxuriös eingerichtete Apartment in der Nähe des Capitols gelangt und saß nun Mr. und Mrs. Haskins im geräumigen Wohnzimmer gegenüber.

»Und Sie erteilen unserem Chris Privatunterricht? Ist sein Intellekt nicht bemerkenswert?«, fragte Fredrik, während er sich mit einem langen Streichholz eine Pfeife anzündete, eine – so empfand es seine Frau Olivia – Unart, die er sich kurz nach Stephens Tod zugelegt hatte.

»Ja, ja, ganz erstaunlich«, antwortete Daniela, während ihr der Vanillegeruch des Pfeifenrauchs in die Nase stieg. »Chris hat mich gebeten, Sie aufzusuchen«, begann sie, um allmählich zum Kern ihres Besuches vorzustoßen.

»Ist etwas passiert?«, kam es postwendend von der besorgten Oma Olivia.

»Nein, nein, ganz im Gegenteil, auch wenn ich ein schlechtes Gewissen Ihrer Schwiegertochter Sandra gegenüber habe.«

»Wieso das denn?«, fragte Fredrik.

»Sandra soll nicht – noch nicht – erfahren, dass ich mit Ihnen spreche«, gab Daniela wahrheitsgemäß Auskunft.

»Was hat er denn angestellt?«, wollte Fredrik wissen.

»Chris hat nichts angestellt. Vielmehr ist es so, dass er der Überzeugung ist, Sie könnten mir helfen, Licht in seine Erzählungen zu bringen.«

»Was meinen Sie, Miss Rudolph?«, hakte Olivia nach.

»Wenn ich das so genau wüsste. Er hat mir von seinem Freund erzählt, einem, wie soll ich sagen, imaginären Freund.«

»Imaginären Freund?« Olivias Stirn warf Falten.

»Ja, von seinem Freund – jetzt halten Sie sich fest – Erzengel Michael – also, Chris nennt ihn Michail, warum auch immer.«

»Michael, Michail, Erzengel. Da hat er aber eine rege Fantasie, mein Enkel!« Fredrik blies eine dichte Rauchwolke aus.

»Ich bin mir nicht sicher, ob es nur ein Fantasiegebilde ist. Chris bemerkte meine Skepsis und hat mir empfohlen, zu Ihnen zu gehen. Deswegen bin ich hier. Allerdings musste ich ihm versprechen, dass Sandra vorerst nichts davon erfährt.«

»Und wie sollen wir Ihnen helfen können?« Olivia beschlich eine Vorahnung, die sie vor Kälte augenblicklich frösteln ließ.

»Chris hat mir gegenüber einen Namen erwähnt, eine Person, die Sie kennen.«

»Wer sollte das sein?« Auch Fredrik wurde nun mulmig zumute und er wandte sich mit besorgtem Blick zu Olivia.

»Sagt Ihnen der Name Aba etwas?«

Aus den Gesichtern Olivias und Fredriks wich schlagartig das Blut. Blass, mit weit aufgerissenen Augen sahen sie die Lehrerin an. »Aba«, flüsterte Olivia, als ob sie den Namen eines Schreckgespenstes wiederholen würde.

»Sie kennen Aba? Wer ist dieser Aba?«

Olivia stand auf und ging zum Panoramafenster des Wohnzimmers. Daniela und Fredrik sahen ihr hinterher. Beiden den Rücken zugekehrt, flüsterte Olivia gerade so laut, dass Daniela die Worte noch hören konnte: »Aba ist kein Mann. Aba ist eine ehemalige Sklavin. Als sie erschien, wurde uns das ganze Schicksal ihres Fluches bewusst. Ich dachte ...« Olivia drehte sich um und sah mit tränennassen Augen zu Fredrik. »Ich dachte, es ist vorbei, Fredrik. Nicht schon wieder! Sie hat uns Stephen genommen. Nicht auch noch Chris, nicht den Kleinen!« Benommen sackte Olivia auf die Knie und begann hemmungslos zu schluchzen.

Fredrik sprang auf, lief zu seiner Frau und legte ihr den Arm um die Schultern. »Beruhige dich, Olivia, das hat doch nichts zu bedeuten!«

»Nichts zu bedeuten?«, kreischte Olivia. »Nichts zu bedeuten? Warum sonst ist Miss Rudolph hier, wenn es nichts zu bedeuten hat? Fredrik, Aba hat Stephen, unseren Sohn, aus dem Leben gerissen – und jetzt, jetzt spannt sie ihr giftiges Netz um Chris.«

Die heftige Reaktion Olivias erschreckte und ängstigte

Daniela. Wild kreisten Tausende von Fragen in ihrem Kopf, während sie still auf die Kniende starrte. Dann fand sie ihre Sprache wieder: »Diese Aba hat Ihrem Sohn etwas angetan? Ich dachte, er sei bei einem Attentat ums Leben gekommen. Und wer ist Stephen? Ich war der Meinung, Ihr Sohn hatte den gleichen Namen wie Ihr Enkel?«

Keineswegs trugen die Fragen Danielas in diesem Augenblick dazu bei, Trost zu spenden. »Geben Sie uns einen Moment, Miss Rudolph! Sie sollen alles erfahren.« Fredriks Miene war wie in Stein gemeißelt.

Kapitel 40: Plauderstunde

»Daniela, das ist ja eine Überraschung! Komm rein. Hat Chris dir nicht gesagt, dass er heute bei seinen Großeltern ist?« Sandra lachte mit ihren strahlend weißen Zähnen und gab Daniela einen flüchtigen Begrüßungskuss auf die Wange.

»Ich hoffe, ich störe nicht. Ist mir ganz recht, wenn Chris nicht hier ist, dann können wir uns ungestört unterhalten.«

»Na, dann komm mit in die Küche. Ich schneide gerade Gemüse für die Spaghetti-Soße. Du kannst gerne zum Essen bleiben.«

Sie nahmen auf zwei Barhockern Platz, die vor einem frei stehenden Arbeitsblock in der geräumigen, lichtdurchfluteten Küche standen.

»Ich schneide freiwillig die Zwiebeln«, grinste Daniela, während Sandra Karotten wusch und mit einem Schabemesser bearbeitete.

»Was gibt's Neues? Macht Chris Fortschritte?« Sandra lächelte gelöst. Seitdem Daniela den Privatunterricht vorgeschlagen hatte und dieser nun schon seit Monaten hier im Haus stattfand, erschien ihr Chris wesentlich entspannter zu sein. Offenkundig vermittelte Daniela ihrem Sohn etwas, wozu sie als Mutter nicht imstande war: die Klarheit, dass jegliche Begabung, die Chris von den anderen Kindern unterschied, etwas Normales an sich hatte.

»Und ob er Fortschritte macht! Es ist wirklich sensationell, wie er sich entwickelt! Ich bin überzeugt, dass es die beste Entscheidung war, seine Fähigkeiten nicht durch die Schule fördern zu lassen. Wer weiß, auf welche Ideen dieses Institut gekommen wäre!« Daniela tränten die Augen.

»Aber du bist bestimmt nicht gekommen, um wässrige Augen vom Zwiebelschneiden zu bekommen.« Sandra schmunzelte.

»Aber sicher doch, nur deswegen.« Daniela lachte auf. »Nein, Spaß beiseite. Ich wollte mich mit dir über Chris unterhalten. Wie war das so, als er noch kleiner war? Ab welchem Zeitpunkt hast du gemerkt, dass er, wie drücke ich es aus, anders ist?«

Sandra überlegte kurz. »Eigentlich vom ersten Augenblick an. Meine Ärztin legte mir Chris nach der Geburt auf den Bauch. Sicher hatte Dr. Sisley damals die Befürchtung, das Äußere von Chris würde mich verstören. Doch so war es nicht.« Verträumt betrachtete Sandra die Karotte in ihrer Hand. »Chris sah mir so durchdringend in die Augen ... Sein Blick, verstehst du ... Ich hatte das Gefühl, dass er ganz tief in mein Inneres eindringt. Das hört sich jetzt gewiss verrückt für dich an, aber so war es. Alles um mich herum schien unbedeutend. Nur seine Augen, ganz tief in mir.«

»Ich kenne diesen Blick«, flüsterte Daniela. Ein kurzes Schweigen der Frauen erfüllte die Küche.

»Dann, als Baby, lag er oft minutenlang auf seiner Decke, derart ruhig, dass ich es gelegentlich mit der Angst zu tun bekam. Er starrte, fixierte einen Punkt, als ob er konzentriert etwas

betrachten würde. Nur wenn ich mich direkt vor ihn stellte, wanderten seine Augen zu mir – und dann lächelte er. Schon früh begann er zu krabbeln, dann zu laufen und irgendwann, er war noch keine fünf Jahre alt, nahm er sich die Bücher aus dem Schrank. Zuerst dachte ich, er befühlt die Seiten oder stellt sonst was damit an. Nie wäre mir der Gedanke gekommen, dass er lesen würde. Woher auch sollte er lesen gelernt haben? Dennoch, er las und merkte sich Wort für Wort, Zeile für Zeile, Seite für Seite. Irre, oder?«

Daniela überlegte: Bestimmt erging es ihr ähnlich wie mir – Chris kann einem ab und an eine Gänsehaut bescheren. »Hat Chris mit dir jemals über ...« Sie wollte auf das Thema des Erzengels und Aba überleiten. Doch irgendetwas ließ sie mitten im Satz verstummen. Es war wie das Flüstern einer kleinen Elfe, die vermeintlich im Gehörgang, dort, zwischen Hammer und Amboss, saß und ihr zu verstehen gab, dass es keine gute Idee sei, weiterzureden. »Brich nicht dein Versprechen, welches du gegeben hast, hörst du!«, schien die Elfe zu flüstern. »Nicht jetzt. Die Entscheidung über den richtigen Zeitpunkt liegt allein bei Chris!«

»Was meinst du damit, ob Chris mit mir jemals ...?«, fragte Sandra und das Geflüster in Danielas Gehörgang erstarb.

»Ach nein! Mir ist da nur ein Gedanke ... aber das können wir ein andermal ... Nicht so wichtig.«

»Dann reich mir doch die Zwiebeln. Ich muss später zwei Kinder satt bekommen.«

In einem großen Topf köchelte dickflüssige Soße für die Spaghetti, während die beiden Frauen über zwei Stunden hinweg bei einem Glas Weißwein anderen Gesprächsstoff gefunden hatten. Das Klingeln an der Tür unterbrach die Diskussion über die kommende Mode des Frühjahrs.

»Das werden Chris und Meira sein. Ich mach rasch auf. Stellst du derweil die Teller auf den Tisch?« Sandra glitt vom Barhocker und drückte kurz Danielas Hand. Von draußen hörte die Lehrerin die Stimmen der Kinder und die ihrer Großeltern. Kurz danach stürmten beide Kids herein. »Hab ich es dir nicht gesagt? Hunger wie die Werwölfe«, feixte Sandra, als sie hinter den Kindern zurückkam.

»Olivia und Fredrik bleiben auch zum Essen. Chris, läufst du bitte nach oben und weckst Oma Rachel? Sie hat den ganzen Nachmittag geschlafen. Sag ihr, es gibt Essen.«

Chris eilte nach draußen und ins obere Stockwerk. Meira folgte ihm kreischend.

»Na, die beiden sind ja bester Laune«, meinte Daniela, als sie Olivia und Fredrik begrüßte. Sie hatte den Eindruck, dass sich die Mienen der beiden bei ihrem Anblick verdüsterten.

»Hallo, Miss Rudolph. Geht es Ihnen gut?«, fragte Fredrik und zwischen seinen Augenbrauen formte sich eine kleine Falte.

»Ja, danke. Ich habe Sandra ein wenig Gesellschaft beim Kochen geleistet. Sie kennen das ja: Wenn sich zwei Frauen über Schuhe und Mode unterhalten, vergeht die Zeit wie im Flug.«

»Schuhe und Mode?«, hakte Olivia nach.

»Schuhe und Mode«, versicherte Daniela geistesgegenwärtig.

Kapitel 41: Der Albtraum

»Nein!«

Der nächtliche Aufschrei ließ Chris aus dem Schlaf hochschrecken. Vornübergebeugt saß er in seinem Bett und es dauerte, bis ihm bewusst wurde, dass es die eigene Stimme war, die ihn aus dem Traum gerissen hatte. Er lauschte in die Dunkelheit, ob sich vor seiner Tür etwas regte. Aber offenbar hatte niemand im Haus den Schrei gehört. Dann besann er sich auf die Bilder, die ihm in der nächtlichen Illusion erschienen waren.

Sein Klassenkamerad, Scott Fitzgerald, saß zusammengekauert auf einem fleckigen Betonboden. Sein bis auf die weiße Unterhose nackter Körper wurde von diffusem, gelbem Licht spärlich beleuchtet. Ihn überragte eine große Gestalt, den Arm hoch erhoben und mit einem Gegenstand in der Hand, der einem Gürtel oder Lederriemen ähnelte. Mit voller Wucht sauste der Arm auf Scott Fitzgerald nieder. Als der Riemen den Rücken traf, zuckte und krümmte sich der Junge.

War es nur ein Traum? Chris rieb sich die Augen. Es musste mitten in der Nacht sein. Was sollte er jetzt machen? Würste seine Mutter Rat? Gewiss lief es darauf hinaus, dass er zu ihr ins Bett kriechen und sie ihn beruhigen würde. Mehr nicht. War ein »Mehr« notwendig? Eine gefühlte Ewigkeit blieb Chris aufrecht im Bett sitzen, bis die Müdigkeit ihn zwang, sich wieder

hinzulegen.

»Wenn ich noch einmal einen Anruf des Nachbarn bekomme! Wie stehe ich denn da? Sorge ich mich nicht um dich? Und dann so was! Du wirst mich kennenlernen, mein Freund!« Wieder hob sich der Arm des Mannes mit der silbernen Schließe des Ledergürtels in der Hand.

Angsterfüllt presste Scott Fitzgerald das Gesicht auf den kalten, staubigen Boden des Kellers, unmittelbar neben dem Heizkessel, der im selben Moment mit einem dumpfen Rumoren die Arbeit aufnahm, während Scott den Schmerz des auf ihn niedersausenden Leders erwartete. Doch statt das Brennen auf dem Rücken zu spüren, hörte er den Aufschrei seines Vaters. Scott Fitzgerald blickte vorsichtig über die Schulter, ohne den Kopf wesentlich vom Betonboden zu heben. Da sah er, wie sich sein Vater schmerzverzerrt die Hand hielt. Offenbar machte die Gürtelschließe Probleme.

Als sein Vater die Hand nach vorne streckte und mit der Linken am Gürtel zog, erkannte Scott, dass der Verschluss rot glühte. Schon roch der Junge verbranntes Fleisch, während sein Vater verzweifelt versuchte, das Leder loszulassen. Aber aus irgendeinem Grund brannte sich das Metall in die Handfläche seines Vaters ein. Mit zusammengekniffenen Augen sackte der Vater auf die Knie, außerstande, das glühende Metall loszulassen. Eine kleine Rauchschwade stieg aus der Handfläche auf. Erneut roch es nach verbranntem Fleisch.

Urplötzlich, so wie das Glühen des Metalls gekommen war,

nahm die Gürtelschließe wieder ihren Urzustand an und fiel als Silberverschluss zu Boden. Zurück blieb eine gelbrote, fleischige Brandwunde in der Handfläche des Vaters. Hektisch erhob sich dieser, eilte nach draußen in den Flur des Kellers und Scott Fitzgerald hörte durch die angelehnte Tür das dumpfe Rauschen des Wassers im Plastikwaschbecken.

Noch immer getraute der Junge nicht, sich zu bewegen. Zusammengekauert lag er lautlos im Eck des Kellerraums, in der angsterfüllten Erwartung dessen, was passieren würde, wenn sein Vater zurückkehrte. Doch der kam nicht. Nach unzähligen Minuten hörte Scott, dass der Wasserhahn abgestellt wurde. Tränen liefen ihm über die Wangen. Langsam setzte er sich auf und lehnte den mit Striemen übersäten Rücken an das kalte Metall des Heizkessels. Ein Brennen zuckte wie ein Blitz vom Rücken vor in den Bauch bis hinauf in seinen Kopf, als würde man Salz auf die offene Wunde streuen. Jedoch kühlte der Stahl und wenig später empfand er diese Kälte als wohltuend.

Scott zitterte und wagte nicht, sich zu bewegen. Noch immer lauschte er auf Geräusche. Würde sein Vater wiederkommen? Hatte denn seine Mutter nicht registriert, wie Vater ihn mitten in der Nacht an den Haaren aus dem Bett zerrte, um ihn dann in den Keller zu schleifen? Vermutlich schlief sie tief und fest. Womöglich auch nicht. Egal, überlegte er. Mischte sie sich ein, lief sie Gefahr, ebenfalls den Gurt zu spüren. So oder so: Sie waren diesem kräftigen Mann, der vorgab, ein besorgter Familienvater zu sein, ausgeliefert.

Erschreckt fuhr Scott Fitzgerald zusammen. Waren da Schritte in der Ecke des Kellerraums? War sein Vater doch zurückgekommen, um ihn wieder zu schlagen? Unmöglich, dachte Scott, er hatte die Tür nicht aus den Augen gelassen. Da, wieder ein Rascheln aus der Ecke, so als würden nackte Fußsohlen über den Boden schleichen. Sein Herz schlug noch hektischer als zuvor, während in seinen Ohren das Rauschen des Blutes dröhnte. Obwohl absolute Stille den Raum erfüllte, hämmerte es in seinem Kopf; völlig ausgeschlossen, zusätzliche Geräusche wahrzunehmen. Die Angst zerriss ihn förmlich und die Mauern schienen stetig, Meter für Meter auf ihn zuzukommen – ihn zu erdrücken.

Aufs Neue begann er zu weinen. Zitternd verbarg er sein Gesicht in den Händen. Dort an der Wand ist doch nichts, schoss es ihm durch den Kopf und dennoch ängstigte ihn das Unheil, das in diesem Winkel des Raums herumzuschleichen schien. Schon lange verspürte er keine Angst mehr vor Gespenstern und Monstern, die im Dunkel seines Zimmers lauern könnten. Derartige Gefühle hatte ihm sein Vater längst herausgeprägelt. Und außer einem Kellerregal, vollgestopft mit alten Koffern sowie Lebensmitteln, gab es dort nichts.

Blinzelnd versuchte der Junge erneut, mit tränenverschleierte Augen, zwischen den leicht gespreizten Fingern hindurch, etwas zu erkennen. Da – zuerst vage, verschwommen, dann deutlich. Jemand kam langsam auf ihn zu. Von kleiner Gestalt, nicht viel größer als er selbst. Er kam nicht

dagegen an, die Hände noch fester auf das Gesicht zu pressen und jämmerlich zu schluchzen. Als er die Berührung auf der Schulter spürte, urinierte er in die Unterhose. Das warme Feucht lief ihm zwischen die Pobacken und bildete eine Pfütze. Sein Herzschlag setzte für Sekunden aus. Noch immer konnte er den Druck auf seiner Schulter spüren. Mitfühlend, sanft.

Unmerklich öffnete er einen Spaltbreit die Lider und sah durch die Finger hindurch eine Gestalt, die genau vor ihm stand. Regungslos. Nicht im Versuch, ihn zu schlagen. Vorsichtig blickte Scott Fitzgerald auf. Nun erkannte er die Person. Wie war das möglich? Wie ist sie hierhergekommen? Gütige Augen, wenn auch in gleißendem Rot, sahen auf ihn herab. Vor ihm stand sein Klassenkamerad Chris! Wie ein Gespenst mit blasser, fahler Haut.

»Ich habe dich gewarnt, Hulk. Du musst mit jemandem sprechen. Für heute wird dein Vater Ruhe geben. Doch niemand weiß, wie lange. Du und deine Mutter – ihr seid in Gefahr. In großer Gefahr!«

Kapitel 42: Seit jener Nacht

Seit jener Nacht machte Scott Fitzgerald einen gewaltigen Bogen um Chris. Weder sprach er ihn darauf an, wie es denn sein konnte, dass dieser im Keller des Hauses erschienen war, noch wagte er seither, dem Klassenkameraden direkt in die Augen zu sehen. Er beschloss, dass Chris, ebenso dessen Schwester Meira und deren Freundin Alica nicht mehr existierten. Sie wurden regelrecht Luft für ihn, da in ihrer Gegenwart in seinem tiefsten Inneren ein Hurrikan wütete. Von da an wagte sich Scott nicht einmal mehr in die Nähe von Chris, vom Gefühl gepeinigt, ein Wirbelsturm, der den Mitschüler umgab, würde ihn ins Jenseits befördern.

Aus dem ehemals lautstarken Hulk wurde ein in sich gekehrter, verängstigter Junge. Auch suchte er keine Hilfe bei seiner Lehrerin Miss Rudolph, so, wie es Chris ihm zweimal empfohlen hatte. Beide Male hatte der Albino diesen Rat erteilt, jedoch auf derart gespenstische Weise, dass Scott Fitzgerald Schweißausbrüche bekam, wenn er nur daran dachte. Selbst wenn er mit Miss Rudolph sprechen würde: Was sollte sie schon bewirken können?

Hinzu kam, dass seit jener Nacht im Keller die Schläge des Vaters ausblieben. In den Tagen und Wochen nach diesem Vorfall hatten weder Scott noch seine Mutter neue blaue Flecken, die sie durch ihre Kleidung immer zu verdecken

gesucht hatten. Ganz im Gegenteil: Scotts Vater, all die Jahre in der Außenrolle ein solider, vertrauenerweckender Nachbar, Arbeitskollege und Kirchgänger, jedoch hinter verschlossener Tür ein nicht einzuschätzender, gewalttätiger Choleriker, änderte sich grundlegend.

Schon kurze Zeit nach den Verbrennungen an Vaters Hand trat die Veränderung ein, die sowohl Scott Fitzgerald wie auch seine Mutter anfangs für eine neue, gefährliche Marotte hielten. Nächtelang studierte Mr. Hunt die Bibel oder surfte auf christlichen Seiten im Internet. Neuerdings betete er vor dem Essen. Ein Zeremoniell, welches Mutter als auch Sohn in Staunen versetzte. Zudem verwunderte Scott die plötzlich ruhige, bedachte Art zu sprechen, die er so von seinem Vater noch nie zuvor vernommen hatte. Der Wandel von Mr. Hunt löste enormes Unbehagen bei Scott und Mrs. Hunt aus. Scott schlich, ebenso wie seine Mutter, noch immer wie eine verängstigte Antilope durchs Haus, ständig darauf gefasst, dass bei kleinstem Anlass der Löwe sie beide reißen würde.

Indes versiegte die Gewalt. Sogar als Scott eines Abends, aus übertriebener Folgsamkeit heraus, zittrig das Saftglas auf dem Tisch umstieß, blieben wuchtige Schläge aus. Vater nahm das Glas, stellte es schweigend wieder auf, ja, er goss obendrein frischen Saft nach! Ungläubig starrte die Mutter in Scott Fitzgeralds Augen, in angespannter Erwartung der brutalen Hiebe. Doch die Veränderung des Mr. Hunt schien von Dauer.

Конец ознакомительного фрагмента.

Текст предоставлен ООО «ЛитРес».

Прочитайте эту книгу целиком, [купив полную легальную версию](#) на ЛитРес.

Безопасно оплатить книгу можно банковской картой Visa, MasterCard, Maestro, со счета мобильного телефона, с платежного терминала, в салоне МТС или Связной, через PayPal, WebMoney, Яндекс.Деньги, QIWI Кошелек, бонусными картами или другим удобным Вам способом.